

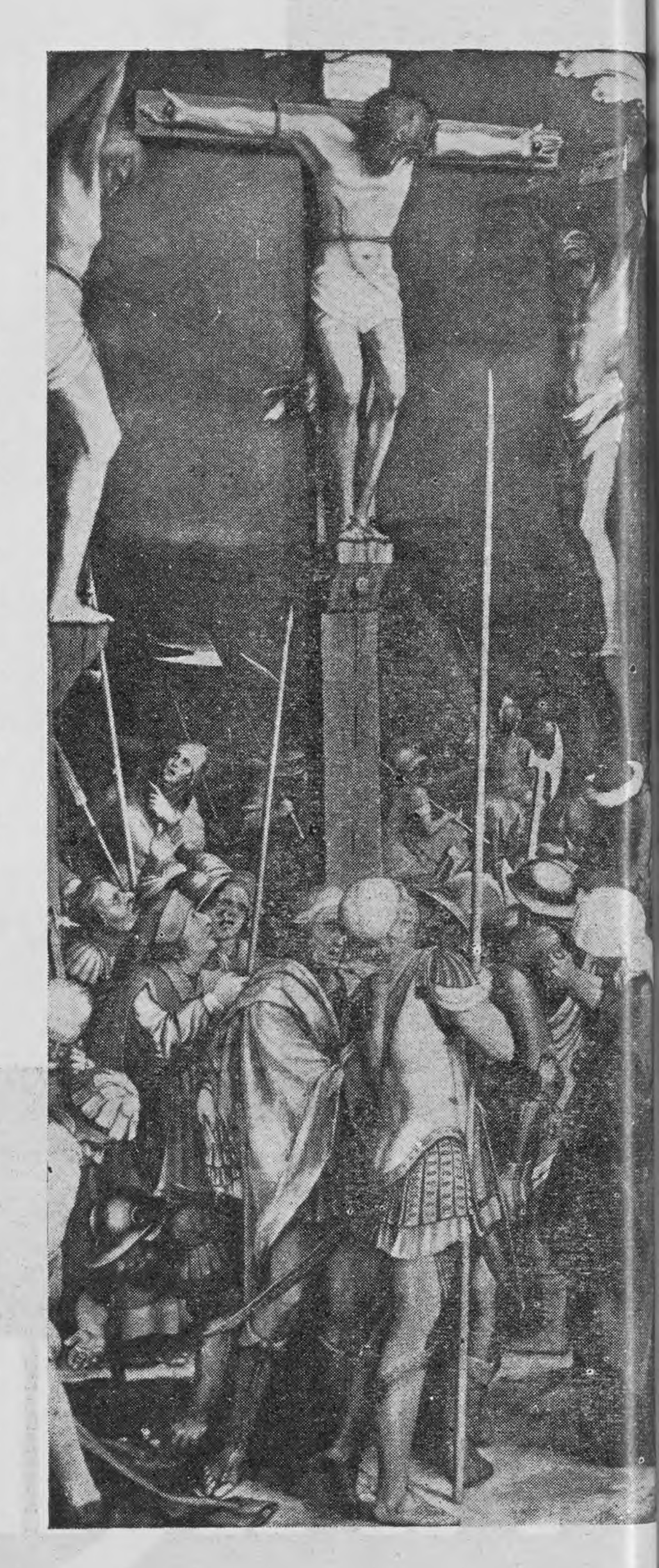
DER MARIENBOTE

Juni 1959

O heiliges Kreuz

O heiliges Kreuz, wie sollte ich dich doch nennen? Ich wollte dich nennen eine Sonne, aber du bist noch viel schöner.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen einen Himmel, aber du bist noch viel höher.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen einen Abendstern, aber du bist noch viel heller.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen einen Garten, aber du bist noch viel freudenreicher.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen einen Weinstock, aber du bist noch viel fruchtbarer.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen ein Büschlein Blumen, Lilien und Violen, aber du bist noch viel lieblicher und schöner.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen ein starkes Feuer, aber du bist noch viel inbrünstiger und wärmer.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen Vater und Mutter, aber du bist noch viel getreuer.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen Schwester und Bruder, aber du bist noch viel lieber.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen ein Edelgestein und eine Perle aus dem Orient, aber du bist viel werter.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen eine Taube, aber du bist viel unschuldiger und reiner.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen einen Schatz über alle Schätze der Welt, aber du bist viel kostbarer.

Aus: Friedrich von Spee: "Güldenes Tugendbuch, das ist Werk und Übung der dreyen Göttlichen Tugenden, des Glaubens, Hoffnung und Liebe."



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang **Juni 1959,** **Battleford, Sask.** **No. 9**

Dies und Das

Einkehrtage In der Februar 1959 Ausgabe des Nachrichtenblattes "Der Deutsche Katholik im Ausland" schreibt Pfarrer Arthur Heinrichs (Sudbury, Ont.): "In Canada ist die muttersprachige Seelsorge, sehr im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean eingerichtet. Das (leider festzustellende) Versagen eines Teiles der Einwanderer in religiöser Hinsicht ist noch beklagenswerter als die Vernachlässigung und der Verlust der natürlichen Werte von Tradition und Sprache."

Hier in Canada ist für die Seelsorge unserer deutschen Katholiken verhältnismäßig wohl gesorgt. Nicht nur haben wir in jeder unserer Großstädte Kirchen mit deutschen Priestern und deutschen Gottesdiensten, wir können auch überall unsere deutschsprechenden Katholiken einladen, alljährlich stille, geschlossene Einkehrtage zu halten. Vom Osten Canadas bis zur Westküste finden wir Exerzitienhäuser, in denen jedem Gelegenheit geboten ist, an deutschen Einkehrtagen teilzunehmen, oder wenigstens deutschsprachige Beichtväter und Seelenberater zu finden.

In Ontario haben wir das Exerzitienhaus der Augustinerpatres zu Maryland (bei Toronto). In Manitoba wird den Deutschen im Exerzitienhaus der Oblaten zu St. Boniface Gelegenheit zu deutschen Exerzitien geboten. In Saskatchewan haben wir das neue, schöne Exerzitienhaus der Oblaten, das "Queen's House" (Maria Königin) zu Saskatoon. Die deutschsprechenden Katholiken der Städte Edmonton und Calgary und Umgebung können zu den Franziskanern nach Cochrane, Alta. fahren. Und an der Westküste haben wir das Augustiner-Exerzitienhaus zu Ladner, B. C., nicht weit von Vancouver.

Geschlossene Exerzitien in einem eigens für Exerzitien eingerichteten geistigen Haus wollen nicht nur ein paar "fromme Tage" geben. Es handelt sich in den Exerzitien um weit mehr, um viel tiefer greifende Dinge als nur um "fromme Stunden", die dem Frommen zwar immer etwas geben können, dem Unfrommen jedoch Zeitvertrödlung sind, weil ihn so etwas nicht mehr packt.

Die Menschen ahnen schon richtig, wenn sie spüren, daß es in einem Exerzitienhause um Dinge geht, denen gegenüber sie immer mehr Abneigung empfinden. Darum ist es so schwer, sie für geschlossene Exerzitien zu gewinnen.

Worum handelt es sich in den Exerzitien? Wir haben für diese geistlichen Übungen in unserer deutschen Sprache ein treffendes Wort. Wir nennen sie "Einkehrtage". Tage der Einkehr in sich selbst. So eine Einkehr ins eigene Ich hat sich der moderne Mensch aber schon längst abgewöhnt. Ein Dichter unserer Tage schreibt: "Das ist das Anliegen der Menschen von heute: Mensch

sein ohne Gott." Und ein anderer Schriftsteller unserer Zeit, der deutsche Arzt Dr. Joachim Bodamer, veröffentlichte ein Buch, dem er den Titel gab: "Der Mensch ohne Ich."

Und hier sind wir nun an der Wurzel der menschlichen Zusammenbrüche angelangt. Eine der edelsten Fähigkeiten des Menschen ist, sich mit sich selbst zu beschäftigen, sich ernsthaft mit seinem Inneren auseinanderzusetzen. Diese Begabung menschlicher Intelligenz ist am Verdorren. Während wir behaupten, mit Hilfe unserer Wissenschaft, unserer Bildung, unserer Intelligenz fast alles zu können, werden wir immer unfähiger, immer hilfsloser einem echt menschlichen Tun gegenüber: Wir können uns nicht mit uns selbst beschäftigen — um mit uns selbst ins reine zu kommen. Wir versuchen gar nicht mehr, so etwas zu tun, ja, wie Dr. Bodamer beweist, hat der moderne Mensch geradezu Abscheu vor so einer Beschäftigung mit sich selbst.

Zwar glauben wir immer noch an Gott, doch die allereinfachste Schlußfolgerung aus diesem Glauben zu ziehen, scheinen wir nicht mehr die sittliche Kraft zu haben. Wenn es einen Gott gibt, dann sind wir von Gott. Erschaffen von Ihm als Sein Abbild. Wenn wir aber Gottes Abbild sind, dann kann nur Gott der einzige Spiegel sein, in dem wir sehen können, wie wir sein sollten. Welchem Vorbild wir uns nachbilden sollten, um Mensch zu sein nach dem von Gott erdachten Menschenbild.

Wir aber suchen ein anderes Menschenbild zu formen. Unser praktisches Glaubensbekenntnis, das Glauben, nach dem wir leben, urteilen und handeln, ist zwar nicht in Worte gesetzt wie das katholische Glaubensbekenntnis, unser Alltagsleben folgt aber doch dem tief in uns wirkenden Grundsatz: Ich muß so werden, wie die Welt ist, in der ich lebe. Ich muß mich überall hineinpassen: In den gerechten und in den ungerechten Geschäftssinn der Welt, in ihre Lehre über Sitte und in ihrer Freiheit der Sitten, in ihr Denken über Recht und Unrecht, über Kirche, Religion, über Pflicht und Freiheit der Pflichten. Ich muß mich anpassen.

Die Welt ist uns zum Spiegel geworden, in den wir hineinschauen und deren Abbild wir zu werden suchen. In den urewigen Spiegel des Menschseins, in Gott hinein, dessen Ebenbild wir gegen alle Lehren und Reden der Welt sind, wagen wir nicht mehr hineinzuschauen. Wir müßten dann nämlich vergleichen. Unser Innerstes, unsere Moral, unser Denken, Urteilen und Handeln mit den Werten der Gottheit vergleichen, die im Menschen ihren Abglanz finden sollten.

Wir reden vom Gottesverlust der Menschen. Viele unserer deutschsprechenden Katholiken hier in Canada behaupten, Gott noch lange nicht verloren zu haben. Wenn sie auch gerade nicht täglich zur Kirche kämen, sagen sie, trügen sie immer noch Gott im Herzen. Wo dieser Gottesglaube in ihnen sitzt und wie er in ihnen und aus ihnen wirkt, ist schwer zu sagen. Das Glauben ist wohl noch da, irgendwo in der Seele "für die Stunde der Not" aufgehoben. Doch das Leben mit Gott ist am Schwinden. Denn auch unter sehr vielen unserer nach Canada ausgewanderten deutschen Katholiken zeigt sich immer deutlicher der allererste Schritt zum praktischen, und von dort zum totalen Gottverlust: Das Unvermögen, Einkehr in sich selbst zu halten. Der Blick nach außen ist scharf. Wir merken das bei jedem Gespräch mit unseren Leuten. Der Blick nach innen — ist trübe geworden, vielfach bereits ganz verloren gegangen. Und mit ihm auch die Antwort auf die Frage: Wer bin ich?

Vieles wird gesehen, dessen man hier im neuen Lande bedarf. Viel zu vieles. Weil es jedoch an wirklicher Selbstbestimmung fehlt, sieht man nicht mehr, wo es uns wirklich fehlt und wo und wie wir der Erlösung durch Christus bedürfen. Nicht nur einfach einer Erlösung dadurch, daß es uns gelingt, uns so viel als nur möglich der Weltendinge zu erhaschen.

Geschlossene Exerzitien sollen den modernen Menschen zu sich selbst zurückführen. Sollen ihm helfen, zur Besinnung zu kommen. Zur Besinnung, daß er Gottes Ebenbild ist und nach Gottes Maßen abzumessen habe, wie er sein solle. Nach welchem Urbild er sich in seinem Allerinnersten zu bilden habe. Zurückbesinnen soll er sich während der Einkehrtage auf seine Erlösungsbedürftigkeit durch Jesus Christus und von seiner Pflicht, nach dieser Erlösung zu suchen.

Jedem ist hierzulande Gelegenheit geboten, Einkehrtage in einem unserer Exerzitienhäusr zu halten. Ob man sich für so etwas entschließt, hängt immer von der Antwort ab, die wir auf die Frage haben: Was sind mir Gott und der Christusadel meines Menschseins noch wert?

– Der Schriftleiter

Hirtenworte in die Zeit

Fastenhirtenbrief 1959 der Bischöfe und Bischöflichen Kommissare in der "DDR"

Der hier wiedergegebene Hirtenbrief der deutschen Bischöfe "hinter Eisernem Vorhang" zeigt uns, wie Menschen um ihr Glauben kämpfen. Sie glauben aus Überzeugung, sie halten Treue dem Herrn Jesus Christus aus Liebe bis zum Letzten. Wolle, daß dieser Hirtenbrief unsere deutschsprechenden Katholiken hier in Canada zum Nachdenken anleite. Wir erfreuen uns aller Religionsfreiheit, die viele von uns leider als "Freiheit in Religionssachen" deuten, oder noch deutlicher gesagt: Als Freisein von aller religiösen Bindung und Verpflichtung. Wir leben, während andere bereit sind zu bluten — um des Glaubens willen, der viele unserer katholischen Deutschen im Ausland gar nichts mehr gilt.

Geliebte im Herrn!

In den vergangenen Jahren sprachen wir mehrmals in gemeinsamen Hirtenbriefen über die Bedrängnis der gläubigen Christen zu Euch und haben Euch auf die wachsende atheistische Propagande in Wort und Schrift hingewiesen und Euch unsere Sorge um die Erziehung der Kinder und der Jugend und um die Wahrung Eurer Gewissensfreiheit dargelegt. Wir machten uns dabei zum Anwalt Eurer Not. Deshalb wart Ihr von Herzen dankbar für das Wort Eurer Oberhirten. Ihr habt neuen Mut geschöpft, weil das Wort der Bischöfe Euch bezeugt, daß Ihr nicht allein steht. Zudem wußtet Ihr, daß wir bei den verantwortlichen staatlichen Stellen wiederholt für Eure Rechte als Glieder der Kirche eintraten.

Eure Bedrängnis ist seitdem nicht geringer geworden, sondern noch gewachsen. So sehen wir uns veranlaßt, zu Beginn der heiligen Fastenzeit wieder gemeinsam zu Euch zu sprechen. Dieses Mal wollen wir die Not des einzelnen Christen von der Kirche her sehen. Die Kirche ist ja nicht eine Einrichtung, die Euch fremd gegenübersteht und nur von den Bischöfen und Priestern vertreten wird. Diese Kirche seid Ihr, sind wir alle. Der für uns unvergeßliche Papst Pius XII. sagte einmal: "Wir gehören nicht nur zur Kirche, wir sind die Kirche." So ist der Triumph der Kirche unser Triumph, die Not der Kirche ist unsere Not. Wenn wir aber heute die Kirche in Not sehen, dann erkennen wir sie aus der Schau des Glaubens als Kirche unter dem Kreuz Jesu Christi. Kirche in Not — Kirche unter dem Kreuz des Herrn: darüber wollen wir heute zu Euch spechen.

I.

Wir leiden an der Not der Kirche

Vielfältig ist heute die Not der Kirche. Drei Tatsachen wollen wir herausgreifen:

Die Kirche soll entwürdigt werden

Wir finden als gläubige Christen in unserer heiligen Kirche eine hohe Würde. Diese Würde soll verdunkelt werden. Uns ist die Kirche die von Gott bestellte Künderin der Wahrheit und die Vermittlerin der Erlösungsgnade. Diese Sendung wird ihr durch eine Ideologie streitig gemacht, die Sünde und Erlösung leugnet. Die Gottesleugner bezeichnen unsere Kirche als Hort des Betruges und Aberglaubens, als Feindin der fortschrittlichen Wissenschaft. Wir lieben die Kirche als Mutter jenes Lebens, das aus Gott ist. Doch wie oft müßt Ihr hören, ihre Sakramente seien Magie und ihre Ewigkeitshoffnung hemme die menschliche Entwicklung. Voll Dank erlebt gerade Ihr die Kirche als die Schützerin Eurer Persönlichkeitsrechte und Eurer Gewissensfreiheit. Von anderen aber wird sie als Bundesgenossin des Kriegslagers und der Ausbeuter geschmäht.

Damit ein solch entwürdigendes Zerrbild der Kirche entsteht, werden Vorgänge der Kirchengeschichte und Ereignisse der Gegenwart einseitig oder falsch dargestellt, verleumdet man Päpste und Bischöfe. So könnt Ihr es in den Zeitungen und Zeitschriften lesen, so hört Ihr es im Funk und auf der Bühne, so wird es Euren Kindern in der Schule gelehrt. Das Ziel ist klar. Ihr sollt durch solche Hetze die Freude an der Kirche, das Vertrauen zur Kirche verlieren und so in Eurem Herzen der Kirche entfremdet werden.

Die Kirche soll entvölkert werden

Das ist der nächste Schritt. Einer solchen Kirche — so lautet die Folgerung der Kirchenfeinde — muß man den Rücken kehren. Gerade im vergangenen Jahr ist der Kirchenaustritt in ungewöhnlicher Schärfe propagiert worden. Mit Drohungen und Versprechungen sucht man zum Ziel zu kommen. Mit Methoden, die menschen-

unwürdig und zudem dem verfassungsmäßen Recht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit eindeutig widersprechen, soll vielfach der Kirchenaustritt erzwungen werden. Es gibt bei uns Berufe, die nur der ergreifen oder behalten kann, der sich von der Kirche getrennt hat und aus der Kirche ausgeschieden ist.

Die Kirche soll ersetzt werden

Man weiß, was die Kirche und ihr Gottesdienst, ihre Sakramente und ihr Brauchtum den christlichen Menschen bedeuten. Deshalb setzt man irdische Ersatzformen an ihre Stelle. Die Menschen sollen durch Weihehandlungen und Gelöbnisse dazu gebracht werden, daß sie Gott und Kirche vergessen und sich einzig dieser Erde, der Arbeit und der Gesellschaft verschreiben. All das geschieht, um die Irrlehre der Selbsterlösung eindrucksvoll in das Leben der Menschen zu stellen. Zu solchen atheistischen Riten, die in jüngster Zeit von Stellen des Staates und der Partei immer stärker gefördert werden, gehören die sozialistische Namensgebung, die sozialistische Jugendweihe, die sozialistische Trauung und die sozialistische Beerdigung. Besonders der Druck zur Teilnahme an der Jugendweihe ist in unerträglicher Weise gewachsen. In den letzten Jahren wollte man manchmal den christlichen Eltern glaubhaft machen, daß die Jugendweihe mit religiöser Überzeugung vereinbar sei. Doch die Äußerungen maßgeblicher Persönlichkeiten, der Lehrplan der Vorbereitungsstunden und gerade auch die Einordnung der Jugendweihe in die anderen, vorhin genannten sozialistischen Feiern erweisen unwiderleglich, daß die Jugendweihe ein Bekenntnis und Gelöbnis zum atheistischen Materialismus sein will.

Ein ernstes Bild von der Not der Kirche und ihrer Kinder mußten wir Euch entwerfen. Kein Wunder, daß manche unsicher werden, sich von der Kirche lösen oder doch einer klaren Entscheidung ausweichen. Um so mehr danken wir in ehrfürchtiger Bewunderung Euch, den Kindern und Jugendlichen, den Männern und Frauen, daß Ihr so tapfer feststeht und Euch durch nichts von Eurer Kirche trennen laßt.

"Es besteht kein Grund, vor den großen Aufgaben zurückzuschrekken, denen sich die heutige Menschheit widmen muß, um den Hunger in der Welt zu bekämpfen. Vor allem die Christen sollten sich nicht scheuen, mit allen Menschen guten Willens zusammenzuarbeiten, um die ärgste Not zu beseitigen. Papst Pius XII. sagte in einer Ansprache an Politiker im Jahre 1957, daß alle Menschen als Brüder berufen seien, sich in gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, "um all das Elend zu bekämpfen, das sich in der heutigen Menschheit vorfindet, und mit dem Skandal des Hungers und des Analphabetentums Schluß zu machen." In diesem Jahr wollen die deutschen Katholiken ein besonderes Opfer für die armen Völker bringen, sie, die heute wohlhabend sind, die sich aber auch noch gut an die Zeit erinnern können, als ihnen der Hunger weh tat. In einer großen Kollekte am Passionssonntag sollen die Opfer der Fastenzeit eingesammelt werden und so schnell wie möglich in die schlimmsten Notstandsgebiete gebracht werden. Die Behörden der Vereinigten Nationen haben ihre Unterstützung zugesagt und werden der von den Bischöfen gebildeten Kommission zur Seite stehen. Es wird gewiß schon viel getan, Tausende von Missionaren, Missionsschwestern und Laienkräften bemühen sich z. B. nach dem Gebot der Schrift auch um die leibliche Not, aber es muß noch viel mehr getan werden. Das, was man "strukturelle" Hilfe nennt, wird Schritt für Schritt versuchen, den unterentwickelten Ländern nicht nur ein Almosen zu geben, sondern gerechte Arbeit, gerechten Verdienst, gute und reiche Ernten, eine entwickelte Industrie, damit auch diese Völker wirtschaftlich und geistig gesund werden. Schritt für Schritt wird das gehen — das erste für uns in diesem Jahr ist das Opfer, das wir Katholiken leisten wollen. Dann wollen wir weitersehen."

"Der Sonntag" März 1959

II.

Wir schauen die Kirche unter dem Kreuz Christi

Nun wollen wir die Not der Kirche, die wir eben sahen, von Christus her verstehen. Die Kirche ist der in der Zeit fortlebende und fortwirkende Christus. Christi Sendung aber verstehen wir am tiefsten vom Kreuze her. Darum schreibt der heilige Paulus an die Gemeinden von Korinth, und wir Eure Oberhirten, sagen Euch ebenso: "Ich hatte mir vorgenommen, bei euch von nichts zu wissen als von Jesus Christus, und zwar dem Gekreuzigten" (1. Kor. 2:2). Wie aber damals auf Golgatha Maria unter dem Kreuz ihres Sohnes stand, so steht die Kirche auf ihrem Weg durch diese Erdenzeit immerdar unter dem Kreuz ihres Herrn und Erlösers. Merkt Euch drei Sätze:

1. Die Kirche leidet mit dem Gekreuzigten

Ihr wißt aus dem Evangelium, wie es unserem Herrn erging. Er wurde zu Unrecht als Aufwiegler, Gesetzesübertreter, Gotteslästerer hingestellt, und wie ein Verbrecher starb Er am Kreuz. All das hat Er um unseres Heiles willen im Auftrag Seines Vaters auf Sich genommen. Auf diesen Weg des Kreuzes führt Christus auch Seine Kirche und alle Seine Jünger. Denkt nur an Sein Wort: "Der Knecht ist nicht größer als sein Herr" (Joh. 13:16); "wenn die Welt euch haßt, so wisset, daß sie mich vor euch gehaßt hat" (Joh. 15:18).

In der Kirchengeschichte gibt es freilich Zeitabschnitte und Länder, wo die Kirche ob ihrer göttlichen Sendung geachtet und geliebt unter den Menschen steht. Doch selbst in solcher Lage muß sie stets bereit sein zur "Schmach des Gesalbten" (Heb. 11:26) und verkündet ihren Kindern das Wort des Meisters: "Wer mir nachfolgen will, muß sich selbst aufgeben und täglich sein Kreuz nehmen, um mir zu folgen" Luk. 9:23).

Immer aber finden wir von Anfang an bis heute Zeiten und Um-

stände, in denen das Leiden Christi in Seiner Kirche besonders sichtbar wurde. Wegen der besonderen Nähe zum Gekreuzigten galten solche Zeiten der Bedrängnis stets als Zeichen der Gnade. Die Kirche hat dabei nur die eine große Sorge, daß ihre Kinder wirklich um Christi willen leiden. Der hl. Petrus spricht davon in seinem ersten Brief: "Was für ein Ruhm wäre es, wenn ihr euch vergangen hättet und würdet dafür Züchtigung ertragen? Handelt ihr hingegen recht und müßt dafür leiden und traget es, so ist es Gnade vor Gott. Dazu wurdet ihr ja berufen" 1. Petr. 2:20-21). Die gegenwärtige Bedrängnis unserer heiligen Kirche ist trotz unserer menschlichen Schwachheit Leiden um Christi willen; dessen sind wir gewiß.

2. Die Kirche spendet die Gnaden des Gekreuzigten

Das Kreuz Christi ist der Kirche heilige Last, doch von dort erhält sie auch ihre herrliche Sendung. Sie teilt in den 7 Sakramenten die Gnade, die Christus am Kreuz erwarb, an uns aus. Dieser Mittlerdienst gehört wesentlich zum Bild der Kirche unter dem Kreuz.

In der Taufe erhalten wir aus Christi Sterben neues, göttliches Leben, und durch die Firmung werden wir im Zeichen des Kreuzes gesalbt zur Zeugenschaft in der Welt. Bei der Feier der Eucharistie verkünden wir das Gedächtnis des Leidens Christi und beim Empfang des Bußsakramentes werden wir jeweils neu geläutert im Blut Christi. In der Krankenölung aber schenkt uns der Gekreuzigte die Gnade, die Krankheit in Geduld zu ertragen und, so es Gottes Wille ist, vereint mit Ihm zum Vater heimzugehen. Im Weihesakrament erhält der Priester Anteil am Mittlerdienst des Gekreuzigten, und im Sakrament der Ehe stellen die Eheleute ihren Lebensbund hinein in die Hingabe des Gekreuzigten an Seine Kirche. All diese Gnadenfülle der Sakramente spendet uns die Mutter Kirche, die bräutliche Gehilfin unseres gekreuzigten Herrn.

3. Die Kirche verkündet die Herrlichkeit des Gekreuzigten

Wir spürten bisher schon, wie das Kreuz auf Leben und Herrlichkeit hinüberweist. Christus sagt von Sich am Ostertag: "Mußte nicht Christus dies leiden, um so in Seine Herrlichkeit einzugehen?" (Luk. 24:26). Das gilt auch für die Kirche und ihre Kinder. Wie sie am Leiden Christi teilnehmen, so vereinigen sie sich auch mit dem auferstandenen Herrn. Nicht darf die Kirche das ernste Wort der Nachfolge des Gekreuzigten in ihrer Verkündigung kürzen, doch stets wird sie hinzufügen, daß Christus unser Leid in seine Herrlichkeit und unsere Trauer in Seine Freude verwandelt. So ist die Kirche eine Pilgerin, die auf ihrem Kreuzweg voll glückseliger Hoffnung dem verherrlichten Herrn entgegengeht. Gewiß verzagen und erkalten manche auf diesem Weg, doch das ist für die getreuen Kinder der Kirche ein Ansporn, noch stärker zu hoffen und noch inniger zu lieben. Aus solcher Hoffnung erwächst uns schon hier auf Erden Friede und Freude; denn in unseren Herzen klingt die Seligpreisung des Herrn: "Selig seid ihr, wenn man euch schmäht und verfolgt und euch fälschlich alles Böse nachsagt um meinetwillen: Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel!" (Mt. 5:11-12).

III.

Wir erneuern unser Ja zur Kirche

Das soll die Frucht dieses Hirtenbriefes sein, daß Ihr Euch wieder enger mit der Kirche des Gekreuzigten verbindet und Euch wappnet gegen alle Einflüsse von außen. Wir singen so oft in dem bekannten Taufbund-Lied: "Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad' in Seine Kirch' berufen hat. Nie will ich von ihr weichen." Laßt uns auch das in einigen Anrufen entfalten!

Prüfet die Geister und höret auf die Stimme der Kirche!

Wir hörten von den Schmähungen gegen die Kirche und ihre Getreuen; wir sprachen von der Frohbotschaft des Gekreuzigten, die die Kirche uns kündet. So seid Ihr zur Entscheidung aufgerufen! Ihr könnt nicht immer auf alle Anwürfe eine Antwort geben, aber das Kennzeichen der Lüge könnt ihr oft entdecken. Darum laßt Euch nicht irreführen und nehmt mit desto größerem Eifer das Wort der Kirche in Euch auf! Sie kündet die Wahrheit Gottes!

Habt keine Angst und haltet der Kirche die Treue!

Wie wir hören, ist unser Weg und Ziel — Erdenzeit und Ewigkeit — in den durchbohrten Händen unseres Herrn geborgen. Darum fürchtet Euch nicht und steht zur Kirche! Es gibt keine gültige Begründung, die den sogenannten Austritt aus der Kirche rechtfertigen könnte. Ihr dürft auch nicht zum Schein und nach außen hin eine Kirchenaustrittserklärung abgeben. Verwahrt Euch von vornherein gegen eine solche Zumutung und besteht nachdrücklich auf Eurem in der Verfassung garantierten Recht der Gewissensfreiheit. Wenn Ihr aber wegen Eurer Festigkeit Bedrängnis und wirtschaftlich Nachteile auf Euch nehmen müßt, dann umklammert liebend das Kreuz des Herrn, daß Er Euch Kraft und inneren Frieden schenke!

Holt nicht Wasser aus den Zisternen, sondern schöpft aus den Quellen des Heiles!

Wir sprachen von den atheisti-

....Alles Elend in der Welt hat seinen Ursprung in der Sünde. Wo sie an die Regierung kommt, macht sie ihren Totalitätsanspruch geltend und ruht nicht, bis sie alles in ein Konzentrationslager verwandelt hat. "Durch die Sünde kam der Tod", sagt die Schrift. Und das Gericht, das der Vater am Kreuz über die Sünde gehalten hat, indem er seinen Sohn, den Mittler der Menschen, zum Träger der Sünde machte! Das alles wissen wir. Uns sind die Augen geöffnet. Aber wir fahren fort zu sündigen, wie wenn wir keine Ahnung hätten! Geheimnis der Bosheit! Geheimnis des armen Menschen! Geheimnis **der Güte Gottes!**

A. Kirchgässner.......

schen Ersatzriten; sie sind für den Christen wie brüchige Zisternen, aus denen kein Heil zu gewinnen ist. Wir hörten von den Sakramenten der Kirche; sie fließen gleich lauterem Quell aus den Wunden unseres Heilandes. Auch hier seid Ihr zur klaren Entscheidung aufgerufen. In der Kraft des apostolischen Amtes, das uns verliehen ist, erklären wir Euch nach reiflicher Prüfung: Kein katholischer Christ kann die sozialistische Namensgebung, die sozialistische Jugendweihe, die sozialistische Trauung, die sozialistische Beerdigung oder ähnliche antikirchliche Feiern vollziehen, ohne seinen heiligen Glauben zu verleugnen. Zwischen dem Glauben an Gott und dem Bekenntnis zur Gottlosigkeit gibt es keinen Kompromiß. Erwägt gewissenhaft die Anordnungen, die Eure Bischöfe für diese Fälle, ganz besonders aber in der Jugendweihe, getroffen haben! Das Wohl der Kirche verlangt solch klare Weisungen. Eifert der Glaubenstreue all der Bekenner und Blutzeugen nach, die uns in der Geschichte unserer heiligen Kirche vorangegangen sind! Holt Euch dazu die Kraft aus den Quellen des Erlösers, aus Seinen heiligen Sakramenten, besonders in der eifrigen Teilnahme am heiligen Meßopfer und im häufigen Empfang des Leibes Christi!

Haltet zusammen und helft einander!

Manche unserer Glaubensbrüder wanken bei so starkem Druck, alle aber leiden unter der schweren Bedrängnis. Um uns her erliegen so viele Menschen der Verführung und wollen nichts mehr von Christus wissen. Welch große Sorge, welch gewaltige Sendung für unsere Kirche! Sie muß in unserem Land, das der Gnade des Herrn so sehr bedarf, das Heilswerk des Gekreuzigten weiterführen, und Ihr seid als lebendige Glieder der Kirche gerufen, mitzusorgen und mitzuhelfen. So stützt Euch gegenseitig in den Seelsorgsgemeinden und in den Familien durch ein gutes Wort, durch tätige Liebe und durch Euer Gebet! Ihr möget eine kleine Schar sein, aber Ihr habt eine große Aufgabe für unser Volk.
Geliebte im Herrn!

Nun geht an der Hand der Mutter Kirche in die heilige Fastenzeit! Oft wird die Liturgie in ihren Gebeten und Lesungen Euch an das erinnern, was wir in unserem Hirtenbrief bedachten. Öffnet dafür Euer Herz in den Gottesdiensten der Gemeinde und nützt die Reichtümer der Liturgie auch im täglichen Gebet Eurer Familie! Gestaltet diese Wochen in einem frohen Bußgeist; dann bleibt Ihr mit der Kirche unter dem Kreuz des Herrn. Vor allem aber vergeßt dies nicht: Nach der Passionszeit kommt Ostern; aus aller Not unserer Prüfung wächst die Freude unserer Erwählung und die siegreiche Hoffnung im auferstandenen Herrn.

Die auf der Berliner Ordinarien-Konferenz versammelten Bischöfe und Bischöflichen Kommissare: Julius Kardinal Döpfner (Berlin), Otto Spülbeck (Meißen), Dr. Ferdinand Piontek (Kapitalsvikar in Görlitz), Friedrich Rinteln (Weihbischof in Magdeburg), Joseph Freusberg (Weihbischof in Erfurt), Dr. Bernhard Schräder (Bischöflicher Kommissar in Schwerin), Joseph Schönau (Bischöflicher Kommissar in Meiningen.) –

"Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht" Jesaja 7:9

Bischof D. Otto Dibelius zur Jahreslosung 1959

Bischof des evangelischen Christentums, Berlin

Als das jüdische Volk zwei übermächtige Heere heranrücken sah und alles in Angst war, was nun geschehen werde, da hat der Prophet Jesaja nicht gesagt: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Sondern er hat gesagt: Wer jetzt durchhalten will, der muß glauben! Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht!

Dies Wort soll uns durch das Jahr 1959 hindurch begleiten.

Wir wissen, daß unser Volk keine große Macht mehr hat. Wenn die wirklich großen und mächtigen Völker der Erde gegeneinander angehen, dann wird von unserem deutschen Vaterland nicht mehr viel übrigbleiben. Das liegt wie eine ständige, heimliche Angst über dem Leben unseres Volkes. Gegen diese Angst helfen keine Beruhigungspillen, und gutgemeinte Ratschläge helfen auch nicht. Hier hilft nur eins. Und das ist: glauben! Wir müssen glauben, daß über uns ein gnädiger Gott waltet, der nicht will, daß das, was er geschaffen hat, sinnlos zerstört werde. Wir müssen glauben, daß wir einen Heiland haben, der von seinen Christenmenschen zwar viel verlangt, der ihnen aber doch verheißt, daß nichts sie aus seiner Hand reißen soll. Wir müssen glauben, daß wir auf eine Ewigkeit zugehen, die uns bleibt, auch wenn diese Erde in Trümmer geht!

Als vor 150 Jahren König Friedrich Wilhelm III. von Napoleon geschlagen war und verzweifelt und niedergebrochen nach Ostpreußen fliehen mußte, da hat ihm der Hofprediger Borowski in Königsberg zugerufen: "Eure Majestät müssen glauben! Dem Menschen geschieht, wie er glaubt!" Das hat der König nie vergessen. Er glaubte wieder. Und er erlebte es, daß der Glaube hilft und nicht im Stiche läßt!

Wer ruhig, fröhlich und zuversichtlich bleiben will, was das Jahr auch bringen mag, der glaube!

Warum willst du dich fürchten? Es ist einer da, der stärker ist als du, stärker als alle Mächte der Welt, stärker und zugleich barmherzig! Glaube! –

Evangelische Exerzitien

Von dem Haus der evangelischen Marienschwestern in Darmstadt

Ein Haus der Stille haben die evangelischen Marienschwestern am Waldrand von Darmstadt erbaut. Es trägt den Namen "Jesu Freude". Jeder Gast kann dort aufgenommen werden, der diesen Geist der Stille und Freude sucht. Man fragt nicht nach Herkunft, Geld und Konfession. Es ist ein ungewöhnliches Haus, — aber es ist überraschend einfach und selbstverständlich. Der Weg der Bergpredigt, für alle Mühseligen und Beladenen unserer Zeit, soll in den stillen Tagen, die ein bis zwei Wochen dauern, klarer werden.

So klar und schlicht wie das innere Ziel der Sammlung ist auch die klösterliche Anlage aufgebaut. Ruhige, einbündig gebaute Flure, Einzelzimmer, eine weite Halle, um zu feiern und zu singen, ein innerer Garten, wie ein Kreuzgang, in dem man nur schweigend sein darf, — und ein äußerer, der dem freundlichen Gespräch und der Begegnung dient. Alle Wege führen aber zur Kirche, zum Altar.

In der Kapelle sind vier Stundengebete während des Tages, Psalmen-, Buß- und Bittgebete. Große Anliegen sind, zu beten: Um die Einheit des Leibes Christi, für unser Volk, für unsere Schuld an Israel . . . Der Frage um Israel wird innerhalb jeder Exerzitien ein Nachmittag gewidmet, weil diese Wiedergutmachung den Marienschwestern im Herzen brennt.

Mindestens einmal in der Woche wird das Abendmahl gefeiert. Tage völligen Schweigens wechseln aber mit geselligen, heiteren Stunden, die oft auch erhoben werden durch die neuartigen Mysterienspiele aus dem Alten Testament, die Besucher von weither führen. Dargestellte Themen sind "Abraham", "Israel", "Der Ruf um Mitternacht", "Der große Erntetag".

Kein Besuch darf auf den einzelnen Zimmern sein. Jeder soll schweigend in seiner Zelle leben können.

In den Zimmern finden die Besucher einen Zettelkasten, in dem große Wahrheiten aus dem Mund des Zimmerpatrons ihnen zur Betrachtung nahegelegt werden. Man lebt in diesem Zimmer ihrer besonderen Nachfolge Jesu nah verbunden.

So wie die ökumenische Schwesternschaft sich den Namen Mariens gegeben hat, so bejaht sie auch den helfenden Beistand der Kirche der Martyrer und der Heiligen. Über 20 Jahre leben die ältesten Schwestern schon ihre fröhliche, gebundene Einsamkeit und zugleich ihr großes Diakonat inmitten der Welt, für Christus zu zeugen: Im praktischen Alltagsleben mit allen Kämpfen, den Weg der Glückseliggepriesenen andern zu zeigen, durch geistliche Übungen, durch evangelische Exerzitien, oder, wie sie es selbst sagen, durch Einkehrzeiten.

Die Gründerinnen dieser Schwesternschaft fanden sich zuerst im Bibelkreis, dann unter dem Druck der Verfolgung und der Erschütterung des Krieges immer entschiedener zusammen mit deutlicher Berufung. Sie leben, von der evangelischen Kirche anerkannt, ebenso gebunden wie unsere Orden durch persönliche Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit. Unter ihnen sind viele junge Schwestern, die in besonderer Tracht, anmutig, eine Freude ausstrahlen wie leibliche Schwestern Mariens.

Sie haben angefangen wie die Lilien des Feldes. Sie stehen an der Druckmaschine und setzen selbst die Bücher, die sie schreiben, um ihr Apostolat zu unterstützen. Ihre Methoden sind großzügig und modern. Aber sie bejahen die Armut konsequent, so daß sie den Gästen in den Einkehrtagen keinen Preis abnehmen, sondern es jedem selbst überlassen in eine "Hauskasse" eine Vergütung zu legen.

Ihre fast mehr als zehnjährige Erfahrung in den Einkehrzeiten bringt sie immer stärker der katholischen Form der Exerzitien nahe. Sie unterscheiden kürzere Besuche von wenigen Tagen zur stillen Sammlung und geschlossene, durch Vorträge geformte Rüstzeit von ein bis zwei Wochen. –

GEBET

**Wie du gedacht mich Herr,
von Anbeginn der Zeiten,
so laß mich wachsen, reifen —
sanft und still!
Wenn auch aus schwachem,
menschlichem Begreifen
ich oftmals andre Wege
gehen will!**

**Laß mich in Zweifelsstunden
klar erkennen,
daß du von Ewigkeit
mich liebend auserwählt —
und laß mich klar und rein
wie eine Kerze brennen,
um die die dunkle Nacht
ihr Antlitz schlägt!**

Das Opfer des Pater Valentino

Von Bruce Marshall



Pater Valentino, seit 40 Jaren in Amerika, hat sich mühsam 1100 Dollar zusammengespart, um seine Verwandten in Italien zu besuchen. Trotz einer aufrüttelnden Predigt seines Mitbruders Pater Motta über die Nächstenliebe hat er sich eine Schilffskarte erster Klasse für 800 Dollar besorgt. Als er vom Reisebüro zurückkam, wartete ein Kranker auf ihn und bat ihn um das Geld für einen Krankenhausaufenthalt.

Pater Valentino war auf und dran, dem Mann einen Dollar zu schenken und ihn zum Teufel zu schicken, als die Worte unseres Herrn und Heilandes ihm in die Ohren zu donnern schienen: Man liebt seinen Nächsten schwerlich wie sich selbst, wenn man einem, dem dringend ein gefährliches Magengeschwür operiert werden muß, einen Dollar in die Hand drückt; ein so unzulängliches Opfer ließ sich nur als Gewissensbetrug bezeichnen. Wahre Nächstenliebe hieß: im Notfall alles, was man hat, hinzugeben.

Es fiel Pater Valentino wie Schuppen von den Augen, und er erkannte die Richtigkeit von Pater Mottas Verhalten. Die Rechtfertigung des Priestertums bestand darin, daß die Menschen den beiden großen Geboten gehorchen sollten: Gott zu lieben und den Nächsten zu lieben. Da gab es keine Ausrede, dem zweiten Gebot nicht zu gehorchen, weil man das erste befolgte.

"Kommen Sie", sagte er und schämte sich der zuvor bekundeten Anmaßung. "Wir wollen sehen, was sich für Sie tun läßt."

Aber der Herrgott begnügte sich damit, daß Pater Valentino seinen Nächsten nur etwa um die Hälfte weniger zu lieben brauchte als sich selbst. Der Herrgott verlangte nämlich nur ein Opfer von fünfhundert Dollar für die Genesung des Patienten.

Der Angestellte der Schiffahrtsgesellschaft tobte und hieb mit der Faust auf den Tisch, als Pater Valentino abermals ankam und sich erkundigte, ob es nicht möglich sei, für vierhundert Dollar nach Neapel und zurück zu reisen, wobei dann immer noch für Sonderausgaben und Nebenkosten in Italien zweihundert Dollar übrigblieben. "Spitzbube! Gräßlicher Mensch! Obergauner!" röhrte er. "Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß dieses Hin und Her mich ankotzt, was? Und selbstverständlich kommen Sie wieder an, ich hab's ja gleich gewußt. Warum haben Sie sich's nicht gleich beim erstenmal richtig überlegt?"

"Es tut mir furchtbar leid, aber beim erstenmal hatte ich es noch nicht gewußt", sagte Pater Valentino und schlotterte vor der Empörung des Angestellten. "Sehen Sie, erst heute morgen hat die Nächstenliebe mich dazu gezwungen, die Hälfte meiner Ersparnisse jemand anders zu geben."

"Geistliche dürften von Rechts wegen überhaupt keine Ersparnisse haben", fuhr der Angestellte ihn an und wiederholte damit un-

erwarteterweise Pater Mottas Lehre, wenn auch mit lauter, aufgebrachter Stimme. "Allerdings haben Sie Glück; Sie sind nicht der einzige mit Ihrem Hin und Her. Einer aus der Touristenklasse hat ausgerechnet vor zehn Minuten seine Überfahrt rückgängig gemacht. Dasselbe Schiff. Für vierhundertfünfundzwanzig können Sie einen Platz haben. Sie müssen die Kabine mit drei anderen Fahrgästen teilen; hoffentlich fressen die Sie auf."

Der Angestellte öffnete weit seinen Mund und ließ seine kräftigen weißen Zähne zusammenklappen. "Ich jedenfalls tue es ganz bestimmt, wenn Sie sich nochmals herwagen und mit Ihrem Hin und Her von vorn anfangen." Pater Valentino willigte eifrig in alles ein. Nun hatte er zwar nur noch hundertfünfundsiebzig Dollar für Sonderausgaben und die Aufenthaltskosten in Italien zur Verfügung, besaß aber doch nach wie vor die Möglichkeit, seine Heimat wiederzusehen.

"Und was ich Ihnen gesagt, dabei bleibt es, Sie Hinundherhampler, Sie", sagte der Angestellte, während er ihm die neue Schiffskarte aushändigte. "Lassen Sie sich hier bloß nicht zum drittenmal blicken."

Pater Valentino drückte sich aus dem Geschäftsraum hinaus, ehe der Angestellte noch weitere Grobheiten an den Mann bringen konnte.

Da Krankenbesuche zu den Werken der Barmherzigkeit zählen, ging Pater Valentino regelmäßig zu dem armen Teufel ins Krankenhaus. Im allgemeinen tat er es abends, um nicht gleichzeitig mit der Familie des Kranken dazusein. Die Operation war gut verlaufen, und Pater Valentino rieb sich die Hände, daß sein Opfer seinen Zweck nicht verfehlt hatte. Vor allem jedoch war er frohgemut, weil der Tag seiner Abreise nach Italien näher und näher rückte.

Eines Abends fand er den Kranken völlig angekleidet in seinem Armstuhl sitzen.

"Sehen Sie, jetzt bin ich wieder gesund", sagte der arme Teufei. "Übermorgen werde ich entlassen. Ich darf nach Hause zu meinen Lieben. Ich kann wieder mit der Arbeit anfangen. Und all das verdanke ich Ihnen, Herr Pfarrer."

"Sagen Sie lieber, Sie verdankten es Gott", sagte Pater Valentino freundlich.

"Und den Ärzten und Pflegerinnen. Aber die haben mir selbstverständlich ihre kleine Rechnung geschickt. Fünfhundert Dollar."

"So war es vereinbart", sagte Pater Valentino. "Geben Sie mir die Rechnung; ich bezahle sie beim Hinausgehen."

"Herr Pfarrer", sagte der Mann. "Sie sind ohnehin schon so nett gewesen: wollen Sie mir nicht das Geld geben und mich die Rechnung selber bezahlen lassen? Es macht einen schlechten Eindruck, wenn man arm ist; die Welt denkt anders über die Armut als die Priester, und ich bin nun mal ein Mensch wie alle anderen und habe meinen Stolz. Wollen Sie bei Ihrer großen Mildtätigkeit nicht noch ein übriges tun und mir diese kleine Sondervergütigung gewähren?"

Pater Valentino zögerte; er hatte seine Gründe, die Rechnung lieber selber zu bezahlen. Er wollte den weltlichen Leitern des Krankenhauses zeigen, daß die Priester auch taten, was sie predigten. Dann fiel ihm ein, wie gern der Herrgott es sieht, wenn man nicht nur freudig, sondern auch unauffällig spendet.

"Na, also gut", sagte er und händigte ihm das schon in seiner Brieftasche bereitgehaltene Geld aus.

Ich gebe Ihnen die Quittung, wenn Sie morgen wiederkommen", sagte der arme Teufel. "Ich kann Ihnen nicht vergelten, was Sie für mich getan haben; aber der liebe Gott wird es Ihnen sicherlich lohnen."

Pater Valentino wußte, daß der liebe Gott ihn bereits belohnt hatte, indem er ihm erlaubte, ungeachtet seines Werks der Barmherzigkeit dennoch nach Italien zu reisen. Das vergegenwärtigte er sich, während er im Kloster saß und die armen Nonnen zugleich bemitleidete und bewunderte, da ja von ihnen immerfort Barmherzigkeit verlangt wurde, ohne daß der Herrgott ihnen je eine Reise nach Italien gewährte, nicht einmal im Zwischendeck.

"Manche Leute haben eben das Glück gepachtet", sagte abends Pater Motta über den Vespertisch hinweg, "manche Leute bringen es eben fertig, Geld auf die hohe Kante zu legen, wenngleich ich wohl nie im Leben begreifen werde, wie ein Ordensmann das zuwege bringen kann."

Nur mühsam hielt Pater Valentino mit der Bemerkung zurück, auch Pater Motta hätte 1100 Dollar sparen können, wenn er 40 Jahre lang aufs Rauchen verzichtet hätte.

"Und im Frühling ist Italien am allerschönsten", fuhr Pater Motta fort. "Was gäbe ich darum, wenn ich Rom mal wiedersehen könnte! Und die Bucht von Neapel! Aber so schön das alles auch sein mag: ich könnte es nicht ohne ein Gefühl der Schuld genießen, weil ich immerfort daran denken müßte, ich frönte meinem Vergnügen, während es doch so viel hilfloses Elend auf der Welt gibt." "Was hätte ich denn Ihrer Meinung nach überdies noch tun sollen?" wäre Pater Valentino beinahe herausgeplatzt. "Fast die Hälfte meiner Ersparnisse habe ich einem kranken Menschen gegeben, damit er wieder gesund werden konnte. Ich reise in der Touristenklasse statt in der ersten nach Italien. Hätten Sie desgleichen getan? Das möchte ich gern wissen." Indessen ließ er das alles nicht laut werden, da ihm gerade noch einfiel, was der Heiland über das Hinhalten der anderen Wange gesagt hat. Auch wollte er Pater Motta nicht der Gefahr des geistlichen Hochmuts aussetzen, indem er ihn große Wirkung seiner Predigt merken ließ.

"Sie haben sich gut gehalten", sagte der Rektor hernach zu Pater Valentino. "Urteilen Sie nicht zu hart über Pater Motta. Ich fürchte, er beneidet Sie um Ihre Reise. Seine alte Mutter lebt noch, müssen Sie wissen. Ich glaube, meine ich, das Schwerste für einen Christen ist, daß er immerfort ein Christ sein muß."

Pater Valentino glaubte zu verstehen, was der Rektor damit sagen wolle: denn auch für ihn gab es bisweilen Zeiten, da er sich wünschte, nur mal einen Nachmit-

tag lang ein Ungläubiger zu sein. Er hoffte, der Rektor habe damit nicht überdies noch andeuten wollen, er solle seine Fahrkarte nach Italien an Pater Motta abtreten, damit der Amtsbruder seine alte Mutter vor ihrem Tode noch einmal wiedersehen könne. Nein, das konnte der Rektor nicht von ihm verlangen, vor allem nicht, nachdem Pater Motta so wenig nett zu ihm gewesen war. Und auch der Herrgott konnte das nicht von ihm verlangen, nicht, nachdem Pater Valentino auf so viel verzichtet hatte, um dem armen Teufel zu helfen.

Am nächsten Tag hatte Pater Valentino abermals Dienst im Pfarrhaus, und so mußte er Pater Motta wiederum bitten, für ihn einzuspringen, während er in die Stadt fuhr, um den armen Teufel zu besuchen.

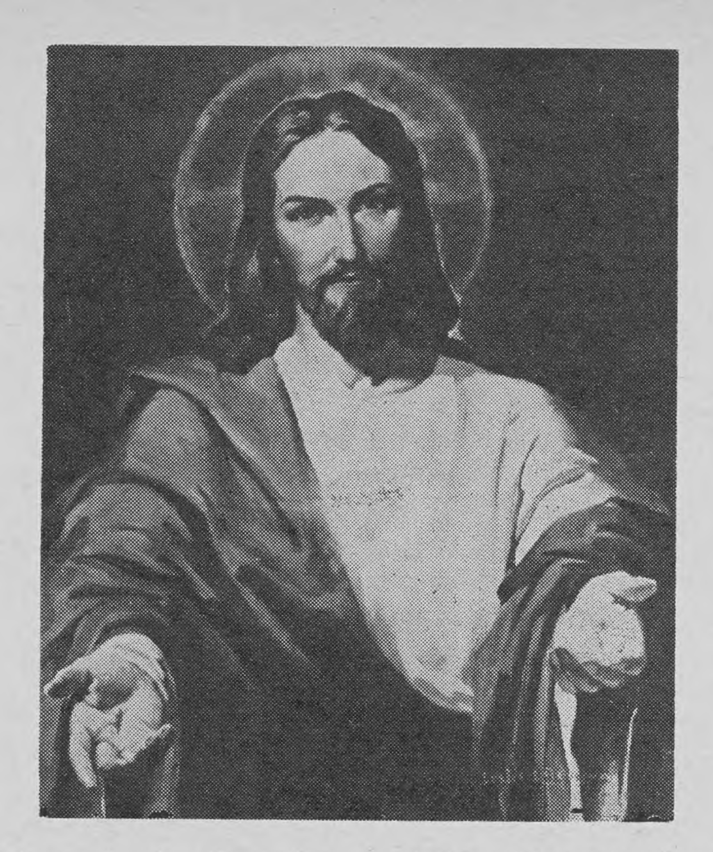
"Ausgerechnet auf Sie habe ich schon gewartet", sagte der Mann an der Kasse, als Pater Valentino in der Vorhalle am Schalter vorbeigehen wollte. "Ihr Freund ist heute morgen entlassen worden. Hier ist die Rechnung. Fünfhundert Dollar. Sie erinnern sich wohl."

"Da muß ein Versehen vorliegen", sagte Pater Valentino. "Ich habe ihm gestern das Geld gegeben. Er hat gesagt, er wolle die Rechnung selber bezahlen."

"Das mag schon sein — aber wir haben keinen roten Heller von ihm bekommen", sagte der Kassierer.

Langsam und schmerzlich dämmerte es Pater Valentino. Mit der Krankheit des armen Teufels hatte es seine Richtigkeit gehabt; aber der arme Teufel war ein Betrüger und seine Geschichte von der Frau und den drei Kindern höchstwahrscheinlich pure Schwindelei. Zorn und Empörung stiegen im Herzen des Paters auf, als der Kassierer ihm das Krankenverzeichnis zur Einsichtnahme hinschob. "Giuseppe Arturo Palmonico", las er getrübten Blicks und schrieb sich die Adresse auf.

Der Kassierer gab keine Antwort und schaute so unfreundlich drein, daß Pater Valentino meinte, er werde unverzüglich eine Anzeige gegen ihn erstatten.



Wenn du die Fesseln aus deiner Mitte entfernst und aufhörst, mit dem Finger zu zeigen und zu reden, was nicht frommt; wenn du mit den Hungernden Mitleid hast und die Seele des Bekümmerten tröstest, dann wird dein Licht glänzen in der Dunkelheit, und deine Finsternis wird sein wie Mittagshelle . . . Und durch dich werden aufgebaut die Ruinen der Vergangenheit; Grundmauern für ganze Geschlechter wirst du legen.

Aus dem Propheten Isaias

Pater Valentino suchte zunächst die im Krankenverzeichnis angegebene Wohnung auf; aber ganz wie er es erwartet hatte: Giuseppe Arturo Palmonico war dort unbekannt.

Der Angestellte der Schiffahrtsgesellschaft bekam einen fürchterlichen Wutanfall, als Pater Valentino an seinen Schalter herantrat. "'raus mit Ihnen!" donnerte er. "Hatte ich Ihnen nicht verboten, wiederzukommen und mit Ihrem Hin und Her anzufangen?"

"Aber diesmal will ich ja gar kein Hin und Her", sagte Pater Valentino demütig. "Ich möchte bloß mein Geld zurückhaben."

"Das schlägt dem Faß den Boden aus! Was ist denn nun wieder los?" "Ich brauche das Geld nun eben mal für andere Zwecke." "Es geschähe Ihnen ganz recht, wenn ich auf ihrer Vorbestellung bestünde und Ihnen die Herausgabe des Geldes glatt verweigerte; aber ich mag nun mal Ihr Gesicht, und da muß ich Ihnen Ihre paar Kröten wohl wieder herausgeben. Man sollte es sich lieber zweimal überlegen, bevor man sagt, daß man nach Italien fahren will, wenn man es eigentlich gar nicht will", knurrte der Angestellte.

"Aber ich will es ja noch wie vor", sagte Pater Valentino. "Die

Sache ist nur die ‚daß meine Verhältnisse sich geändert haben." "Na, was, zum Teufel, ist denn nun schon wieder los?" fragte der Angestellte und nahm den Hörer des auf seinem Schreibtisch klingelnden Fernsprechers ab. "Oh, entschuldigen Sie vielmals, Sir. Ich hatte gemeint, es sei McNally, Sir. Ja, Sir. Selbstverständlich, Sir. Einen Priester, Sir. Na, ich werde mein möglichstes tun, Sir. Augenblick mal — ich glaube, ich habe bereits mein möglichstes getan, Sir. Ich erkläre es Ihnen, wenn ich Sie in fünf Minuten wieder anrufe."

Pater Valentino hatte es mit der Angst bekommen, als er das Wort "Priester" hörte. Eh überlegte, ob nicht vielleicht schon die Polizei hinter ihm her sei, weil er die Krankenhausrechnung nicht bezahlt hatte. Seine Angst wurde noch größer, als sich jetzt der Angestellte, grimmiger dreinschauend denn je, über sein Schalterbrett beugte.

"Hören Sie mal, Herr Pfarrer", sagte er. "Gerade eben haben Sie gesagt, Sie wollten nach wie vor nach Italien fahren. Wenn ich nun für Sie eine Möglichkeit ausfindig machte, daß Sie doch nach Italien reisen können: versprechen Sie mir dann ehrenwörtlich, daß endgültig Schluß mit dem Hin und Her ist?"

"Freilich, das verspreche ich Ihnen. Aber mir ist nicht klar, wie ich ohne Geld nach Italien reisen könnte."

"Sie können trotzdem reisen und brauchen nur ein bißchen Kleingeld", sagte der Angestellte. "Aber wenn ich das Ding für Sie drehe, müssen Sie mir versprechen, nicht nochmals hier anzutanzen und wieder mit Ihrem Hin und Her anzufangen. Versprechen Sie mir das also?" "Ich hatte es bereits versprochen und verspreche es jetzt nochmals", sagte Pater Valentino.

"Versprochen ist versprochen", sagte der Angestellte feierlich. "Also hören Sie zu: der da eben an der Strippe hing, das war der Direktor der Neapel-Linie. Der Schiffsgeistliche der 'Nestoria' möchte gern auf drei Wochen bei Freunden in New York sein. Der Direktor ist einverstanden, wenn sich ein anderer Priester als Ersatz finden läßt. Dieser Priester können Sie sein; der Direktor hat mich gerade gebeten, ihm einen Priester zu besorgen. Das bedeutet also eine kostenlose Hin- und Rückfahrt erster Klasse und drei Tage Aufenthalt in Neapel. Sie brauchen nur ihren Wein und ein paar Trinkgelder zu bezahlen. Für den ganzen Kram reichen 50 Dollar. Na, was sagen Sie nun?"

"Ein Wunder", sagte Pater Valentino und war überzeugt, es sei auch tatsächlich ein Wunder; denn schließlich war ja doch der Anruf just in dem Augenblick gekommen, da er im Begriff gestanden hatte, sein größtes Opfer für den armen Teufel zu bringen. Und zu allem Überfluß war das Schiff dasselbe, mit dem er ursprünglich hatte fahren wollen. Freilich, nach Rom würde er auf diese Weise nicht fahren können, wohl aber, wie geplant, in Neapel mit seinen Verwandten zu Mittag essen. Er sandte ein glühendes Dankgebet zum Himmel. Der Angestellte zahlte Pater Valention seine 425 Dollar wieder aus, abzüglich 3 Dollar Vermittlungsgebühr. Dann schrieb er sich Pater Valentinos Namen und Adresse auf, um sie an den Direktor der Gesellschaft weiterzuleiten, damit Pater Valentino auf dem Dienstweg zum Schiffskaplan ernannt werden konnte.

"Sie bekommen Nachricht, wenn Sie sich an Bord melden müssen." Dann wurde er plötzlich wieder grimmig. "Aber vergessen Sie bloß nicht Ihr Versprechen. Kein Hin und Her mehr!"

Pater Valentino schwamm in einem Meer von Glück, als er zum Krankenhaus zurückfuhr, um dem Kassierer die fünfhundert Dollar auszubezahlen. Er hatte dem Herrn treu gedient, und der Herr hatte ihm geholfen. Der Name des Herrn sei gelobt.

"Sie sind aber mal lange weggeblieben, und ich habe ganz hübsch für Sie schuften müssen", brummelte Pater Motta, als Pater Valentino wieder im Pfarrhaus erschien. "Ich habe inzwischen sechs Beichten gehört und zwei Babys getauft. Und jetzt wartet noch eine Dame im Sprechzimmer."

Die Frau im Sprechzimmer war ärmlich gekleidet. Sie war beleibt, mittleren Alters und sah wie hundert andere italienische Frauen der Gemeinde aus.

"Na, wo fehlt's denn?" fragte Pater Valentino.

"Santa Madonna", jammerte die Frau, rang die Hände und blickte flehend zu ihm auf. "Ich bin schon ein halbes Jahr mit der Miete im Rückstand. Mein Hauswirt setzt mich morgen auf die Straße, wenn ich nicht zahle."

"Das sagen Hauswirte stets; aber sie setzen die Leute nie wirklich auf die Straße", antwortete Pater Valentino und verhärtete sein Herz.

"Aber in meinem Fall tut er es doch", sagte die Frau. Jetzt strömten ihr die Tränen nur so über die Backen. "Vor gut sechs Wochen ist mein Mann gestorben, und ich habe keine Arbeit finden können. Keinen roten Heller habe ich mehr im Haus. Bitte, helfen Sie mir doch." "Haben Sie es mit dem Gebet versucht?" fragte Pater Valentino. Sicherlich würde doch der Herrgott, der, um ihm zu helfen, gerade ein Wunder gewirkt hatte, nicht seine eigene Tat wieder zu nichte machen, indem er von ihm verlangte, daß er nochmals in Not befindlichen Menschen Geld schenkte. Doch schon überkam ihn der unbehagliche Gedanke, es sei womöglich Gottes Wille, durch eines Paters Mildtätigkeit die Gebete der Frau zu beantworten .

"Drei Wochen lang habe ich gebetet, und stets hat der Himmel geschwiegen", sagte die Frau.

"Wieviel Miete schulden Sie denn?" Während er das fragte, mußte Pater Valentino daran denken, daß unlägst der "arme Teufel" sich als ein Schwindler entpuppt hatte. Wahrscheinlich schwindelte auch die Frau hier. Der Herr konnte nicht von ihm erwarten, daß er sich immerfort für Betrüger zugrunde richtete.

"Sechsundneunzig Dollar", sagte die Frau.

Die Summe versetzte Pater Valentino einen gehörigen Schreck. Es war fast aufs Haar der ihm verbliebene Betrag nach der Begleichung der Krankenhauskosten und der Vermittlungsgebühr: 75 Dollar im Druckknopffach seiner Brieftasche und 22 Dollar, die ihm übriggeblieben waren von der Rückzahlung der Schiffskarte.

"Bitte, Herr Pfarrer, bitte, helfen Sie mir doch!"

Pater Valentino war lange genug Priester, um zu wissen, wie häufig Menschen, die so sprechen, Lügner sind.

Aber er wußte auch, seine jüngste Erfahrung mit dem "armen Teufel" enthob ihn dieser Verpflichtung in keiner Weise. Wenn er nun fünf Minuten später nach Haus gekommen wäre, hätte statt seiner Pater Motta sich mit der Frau abgeben müssen und die Gelegenheit zur Ausübung seiner von der Kanzel herab empfohlenen Nächstenliebe wahrgenommen.

"Hier", sagte er, entnahm seiner Brieftasche das Papiergeld und seiner Rocktasche Münzen und gab alles der Frau. "Nehmen Sie es. Und bedanken Sie sich ja nicht, gehen Sie. Gehen Sie, bevor ich es mir anders überlege." Als die Frau sich davonmachte, standen diesmal Pater Valentino die Tränen in den Augen. Er kniete nieder und versuchte zu beten. Aber er dachte dabei an Italien und nicht an den Himmel. Der Herrgott war hart mit Hiob umgesprungen, das wußte der Pater ganz genau; aber das schien ihm kein Grund zu sein, daß Gott auch hart mit Pater Valentino umsprang. Er lag noch immer auf den Knien, als die Tür aufging und Pater Motta hereinkam.

"Schon vor fünf Minuten hat die Essensglocke geläutet", sagte Pater Motta. "Heut abend gibt's Muscheln, und wenn Sie sich nicht beeilen, futtert der Rektor sie samt und sonders auf. Alles zu seiner Zeit, auch das Beten, nicht wahr?"

"Sie haben gewonnen", wollte Pater Valentino sagen, als er aufstand; aber er sagte es nicht, weil er wußte, Gott der Herr sei der Gewinner. Und dieses Wissen gab ihm auch die Kraft, Pater Motta zuzulächeln. "Passen Sie mal auf", sagte er. "Ich habe kein Geld für eine Italienreise mehr. Wieso, das braucht Sie nicht zu kümmmern. Aber für sie besteht jetzt eine Möglichkeit. Die Neapel-Linie sucht nach einem stellvertretenden Kaplan für die nächste Reise der 'Nestoria' nach Neapel und zurück. Das Schiff geht nächsten Freitag in See. Alles umsonst; nur müssen Sie 50 Dollar für Sonderausgaben und Trinkgelder beisteuern. Das ist bloß die Hälfte Ihrer Ersparnisse. Sie können auch Ihre Mutter wiedersehen; denn das Schiff legt zweimal für mehrere Stunden in Genua an."

"Aber . . ." Pater Valentino fühlte sich belohnt, als er die ihm aus den Augen des Amtsbruders entgegenleuchtende Dankbarkeit gewahrte. "Aber wollen Sie das Amt denn nicht selber übernehmen?"

"Es ist mir angeboten worden, und ich hatte es auch schon angenommen; aber ich habe keine 50 Dollar mehr. Bitte fragen Sie mich nicht, wie das gekommen ist. Sie brauchen nur noch eins zu tun, nämlich zur Neapel-Linie zu gehen und statt meines Namens den Ihren eintragen zu lassen."

"Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen das danken soll", sagte Pater Motta. "Aber vielleicht sind Sie auch noch so freundlich und gehen mit mir zur Geschäftsstelle der Schiffahrtsgesellschaft, um das alles zu erklären. Das würde die Sache viel einfacher machen."

Pater Valentino wurde wieder ernst zumute, als ihm die Drohungen des Schiffskartenverkäufers einfielen.

"Das erübrigt sich", sagte er. "Es läßt sich ganz bestimmt auch ohne mich regeln. Sie brauchen dem Angestellten nur zu sagen, ich hätte Sie geschickt." Denn schließlich und endlich gab es Dinge, die sogar Gott der Herr nicht von einem Verlangen konnte. –

FALLEN LASSEN

In der "DDR" scheint man mit den Fallschirmspringern unzufrieden zu sein. Nicht, daß sie zu Lande, in der Luft und beim Sprung untüchtig wären. Davon ist jedenfalls keine Rede in der Zeitschrift "Gesellschaft für Sport und Technik." Kopfzerbrechen macht vielmehr die innere Haltung, wie aus einem Artikel hervorgeht, der den Fallschirmspringern in der Zone nahegelegt, auf Stoßgebete zu verzichten. Es sollte beim Absprung keinen Platz für das "Unbekannte Lieber Gott" geben; denn, so schreibt das Blatt in großschnauziger Manier, "wir rechnen mit Bekannten, zum Beispiel Windgeschwindigkeit, Sinkgeschwindigkeit, eigenem Können. Und sollten wir wirklich einmal nicht das Ziel erreichen, so hilft uns auch kein Gebet." — Man kann nicht sagen, daß solche Töne neu wären. Aber solange sie auch schon moduliert werden — nicht nur für Fallschirmspringer —, die Situationen, in denen der Mensch spürt, daß sein Leben, seine Existenz ausschließlich in Gottes Hand liegt, sind darum nicht ausgeblieben. Sie werden auch in Zukunft nicht ausbleiben, denn die Rechnung, aus der Gott als "Unbekannte" entfernt wird, geht nie und nimmer auf. — In diesem Zusammenhang drängt sich ein Vorschlag auf, von dem man allerdings im voraus weiß, daß er nicht ungenommen wird. Wie wäre es, wenn jene Leute, die ohne Gott auskommen zu können glauben, sich allesamt in 3000 Meter Höhe absetzen ließen. Mit Fallschirm, versteht sich. Vielleicht hätte es zwischen Himmel und Erde noch niemals so viele Stoßgebete gegeben wie in diesem Augenblick! Th

* * *

Es ist in Vergessenheit geraten, daß Keuschheit ohne Liebe — in des Wortes weitester Bedeutung — nur eine unangezündete Lampe ist, und dieses Vergessen ist daran schuld, daß die Menschen unserer Zeit verhältnismäßig wenig Ehrfurcht vor der Keuschheit an und für sich haben: Wir haben zu viel aufgezwungene Enthaltsamkeit gesehen. Man vergißt so leicht, daß es eine andere Keuschheit ist, durch die seelische Möglichkeiten entwickelt und seelische Werte bewahrt werden.

Sigrid Undset

Auch sie suchen nach Wahrheit

Das Sektenelend nimmt zu — Seelische Krankheitsherde rufen die Irrlehrer auf den Plan

Von Franz Lorenz von Thadden

Ernest C. war 22 Jahre alt, studierte Jura, hatte Aussicht, eine große Farm zu erben und war ein fröhlicher Kindskopf, den auch ausländische Gasthörer an der Staatsuniversität in Oklahoma im amerikanischen Wilden Westen gern mochten. Ernest war konfessionslos, wie ungefähr 40 Prozent seiner amerikanischen Mitbürger, aber — im Gegensatz etwa zu den meisten "Freireligiösen" in Deutschland — an Glaubensfragen nicht uninteressiert. Seine Konfessionslosigkeit bedeutete nur, daß er sich noch nicht für eine der zahllosen "Denominationen" entschieden hatte, sein Großvater war Lutheraner gewesen, sein Vater Methodist.

In einem Gespräch über Gottesdienstformen wollte dieser Student einmal wissen ,was denn überhaupt "Liturgie" sei; er kannte keinerlei unterschiedliche Andachtsformen. Ich schlug ihm vor, am nächsten Sonntag zwei verschiedene Gottesdienste zu besuchen, zunächst die Frühmesse in der katholischen Kirche, dann ein Beisammensein der "Versammlung Gottes", einer der größeren amerikanischen Sekten.

Nach der heiligen Messe fanden wir uns am späten Vormittag in einer Holzkapelle ein, wo etwa 50 Menschen jeden Alters auf bescheidenen Bänken saßen. Als Predigttext war die seltsame Frage angekündigt worden "Führt die Autostraße 66 zum Himmel?" (Diese Straße führt durch Oklahoma.) Am Harmonium hatte ein etwa 16jähriges Mädchen in einem rosa Abendkleid Platz genommen. Der Prediger, ein Laie in blauem Anzug, wartete das Eingangslied ab, dann begann er über Glaube und Sünde, Bekehrung und Verdammnis zu sprechen, erst in normalem Stimmfall, dann immer lauter. Geschrei strengt an, darum zog er nach einigen Minuten die Jacke aus, später folgte auch der Schlips.

Der Mann schien seine Zuhörerschaft gut zu kennen, er brachte zahlreiche Beispiele aus dem Privatleben seiner Sektenbrüder, die er aufforderte, sich jetzt "ganz dem Herrn zu übergeben." Er forderte zu Sündenbekenntnissen auf und ermunterte dazu namentlich einige ältere Menschen, die sich hinten an die Wand gedrängt hatten. Anscheinend hatten sie in ihrem Sekteneifer nachgelassen. Und er erzählte nun, was in den letzten Wochen in ihren Ehen und Familien Schlimmes vorgefallen sei, was alles nach einem öffentlichen Bekenntnis verlange. Schließlich begann der seltsame Prediger mit etwas, was er für Beten hielt. "Brüder", brüllte er, daß die Wände zitterten, "bekehrt euch!" Das Harmonium setzte ein und es folgte eine gespenstische Szene.

Erklärbare Hysterie — oder dämonische Kräfte!

Immer mehr Menschen erhoben sich inzwischen und "beteten", jeder auf seine Art. Hier wurden Verfehlungen bekannt, dort geweint, eine Reihe von Frauen rief fortgesetzt "Amen", andere murmelten unverständliche Worte vor sich hin. Allmählich bemächtigte sich der Versammlung eine schwere Hysterie. Einzelne begannen zu schaukeln, unartikulierte Schreie wurden laut, Kinder stürzten mit Verrenkungen auf den Boden, manche "Verzückte" hatten Schaum auf ihren Lippen, wieder andere warfen sich vor dem Prediger nieder und gelobten Besserung ihres Lebens. Ernest und ich drängten uns aus dem Durcheinander heraus. Das Erlebte war zu bedrückend. War das nun eine medizinisch erklärbare Hysterie oder schon das Offenbarwerden dämonischer Kräfte? Jedenfalls betonte Ernest, er habe begriffen, was kein liturgischer Gottesdienst sei und wohin es führe, wenn die Anarchie in eine Kapelle einziehe.

Nun ja, das ist eben Amerika mit seinen 365 Konfessionsspielarten, so wird mancher denken und dabei übersehen, daß Deutschland auch mit etwa 200 Sondergruppen und -grüppchen aufwarten kann, von denen die größten mehrere hunderttausend Anhänger gefunden haben. Der normale deutsche Katholik kennt nur die an den Wohnungstüren als unerbetene Besucher so lästigen "Zeugen Jehovas", früher auch Bibelforscher genannt, und ebenfalls hat er einmal etwas von "Wiedertäufern" oder "Stündlern" gehört. Als vor drei Jahren die katholische Akademie für Erwachsenenbildung in Würzburg eine Wochenendaussprache über das Thema "Sekten" ansetzte, kamen überraschend viele Priester und Laien aus allen Teilen der unterfränkischen Diözese. Sie alle hatten etwas von dem Einsickern und den Arbeitsmethoden und den Sekten in ihrer Umgebung bemerkt und waren deshalb beunruhigt.

Es besteht in der Tat aller Anlaß, die Sektenpropaganda aufmerksam zu beobachten, wenn man z. B. einige Zahlen aus dem südwestdeutschen Raum erfährt. Allein in Baden-Württemberg haben im Verlauf von knapp drei Jahrzehnten 350 000 Menschen ihr religiöses Bekenntnis geändert. Darunter befanden sich lediglich 20 861 Übertritte zur katholischen Kirche, dagegen verließen 58 581 Personen die Kirche, von denen nur etwa 15 000 evangelisch wurden, der Rest wurde konfessionslos oder ging zu den Sekten. Der große Rest der religiösen Wanderungsbewegung vollzog sich zwischen Evangelischen, Konfessionslosen und Sektierern.

Um die Jahrhundertwende be-

kannten genau 14 675 Bewohner von Baden und Württemberg ihre Zugehörigkeit zu einer Sekte (die Altkatholiken nicht eingeschlossen). 1925 waren es bereits 48 586 und ein Vierteljahrhundert später schon 113 975. Die Neuapostolischen nehmen seit Jahren regelmäßig einigen evangelischen Landeskirchen mehr Mitglieder ab, als zur katholischen Kirche konvertieren. In Baden gab es vor 50 Jahren erst etwa 200 Anhänger dieser Sekte, 1950 rechneten sich schon 13 172 Menschen zu dieser stärksten deutschen "christlichen Sondergemeinschaft", wie die amtliche Bezeichnung der Sekten lautet. In Stuttgart haben die Neuapostolischen über 9000 Gläubige der beiden großen Konfessionen an sich gezogen und damit 1.8 Prozent der Gesamtbevölkerung "bekehrt". In Essen wurden von den etwa 6000 Anhängern der neuapostolischen Sekte in acht Jahren 16 zum Teil recht ansehnliche Versammlungsstätten gebaut. Man könnte mit solchen die Aktivität bezeugenden Zahlen beliebig fortfahren; hier sei nur noch vermerkt, daß die Zahl der Sektenanhänger heute mit mindestens 955 000, die der mit ihnen Sympathisierenden mit fast 700 000 berechnet werden muß.

Sekten und "Freikirchen"

Was aber ist überhaupt eine Sekte? Das Wort kommt vom lateinischen "sequi" (folgen), bedeutet also so viel wie Gefolgschaft. Im streng katholischen Sprachgebrauch sind alle häretischen Gemeinschaften Sekten; so haben nachreformatorische Streittheologen von der "lutherischen Sekte" gesprochen. Heute versteht man aber unter Sekten nur solche Glaubensgemeinschaften, die gegenüber den großen Konfessionen klein an Zahl sind und zudem irgendwelche Sonderlehren in den Mittelpunkt ihres Glaubens stellen. Evangelische Christen unterscheiden übrigens die "Freikirchen" von den Sekten. Unter "Freikirchen" verstehen sie solche Gruppen, die im wesentlichen den Lehren Luthers oder Calvins folgen und nur in einzelnen Fragen eigene Wege gehen, etwa in der Ablehnung der "Volkskirche" und im Bekenntnis zur reinen Freiwilligkeitsgemeinde, in der Hervorhebung der Notwendigkeit der Bekehrung, der Erwachsenentaufe usw. In diesem Sinne gehören zu den evangelischen Freikirchen die Methodisten, die Baptisten, die evangelische Gemeinschaft, die Freien Evangelischen Gemeinden, die Mennoniten, die Heilsarmee, die Quäker, aber auch die Altlutheraner und Altreformierten.

Auffällige Werbung

Im Gegensatz zu den Vorstellungen in weiten katholischen Kreisen ist die Arbeit der "Zeugen Jehovas" nicht die erfolgreichste, nur ist ihre Werbung besonders auffällig. Das gilt nicht nur für die auf den Straßen herumstehenden Verkäufer des "Wachturms", sondern auch für ihre großen Kongresse, wie sie in München und Nürnberg mit Zehntausenden von Teilnehmern stattgefunden haben. Die Spitze halten jedoch die bereits erwähnten Neuapostolischen, die dem Bedürfnis nach autoritärer Führung und reicherer Sym-

---

Bis in den Tod

Sein Verkehrsunfall hatte damals in München beträchtliches Aufsehen erregt. Denn selbst in einer Millionenstadt, deren Unfallchronik umfangreich ist, gehört es glücklicherweise zu den Seltenheiten, daß drei Menschen bei lebendigem Leibe im Auto verbrennen müssen. Der 24 Jahre alte Graphiker Karl Dieter Treu aus dem Münchener Vorort Stockdorf hatte das entsetzliche Unglück verschuldet, als er mit einem Porsche in rasender Geschwindigkeit eine Kreuzung "nehmen" wollte und dabei in einen andere Pkw hineinraste, dessen Insassen verbrannten. Dennoch hielt er die ihm zudiktierte Strafe von fünfzehn Monaten Gefängnis für "viel zu hoch" und hatte gegen das Urteil Berufung eingelegt.

Wer nun aber glaubt, der junge Mann sei durch das von ihm verschuldete furchtbare Leid zu Vernunft und Besinnung gekommen, der irrt sich. Er raste weiter. Und er raste auch noch, als er mit einigen Freunden ein frohes Wochenende in der Nähe von Rosenheim verbringen wollte. Dort hatten sie nach einer "idealen Rodelbahn" gesucht und geglaubt, sie am Petersberg gefunden zu haben. Doch die Einheimischen warnten die jungen Leute dringend: die Bahn habe ihre Tücken, die für den, der sie nicht genau kenne, todbringend werden könnten . . .

Mit seinem Freund Hubertus M. setzte sich Karl Dieter Treu auf einen Schlitten und jagte zu Tal. In irrsinnigem, weit übersteigertem Tempo, verfallen dem Rausch der Geschwindigkeit. In einer Kurve passierte es — der Schlitten wurde aus der Bahn getragen. Hubertus M. bekam gerade noch einen Ast zu fassen, klammerte sich daran fest und blieb dadurch unverletzt. Kart Dieter Treu aber wurde mit dem Schlitten 70 Meter tief in den Abgrund geschleudert. Männer der Brannenburger Bergwacht bargen seine Leiche; der Schädel war vollständig zertrümmert, der Brustkorb eingedrückt . . .

Satan bedient sich heute anderer Mittel als einst. Auch der Technik. Besser gesagt: der Verfallenheit vieler Menscher an die Technik und ihre Auswirkungen. Der "Rausch der Geschwindigkeit" ist eines seiner wirksamsten Mittel; die erschreckende Zahl der Verkehrsunfälle beweist das. Karl Dieter Treu ist keine Ausnahme; vielmehr ein besonders deutliches Beispiel. Weil ihn selbst der von ihm verschuldete gräßliche Tod dreier Mitmenschen nicht warnte, konnten ihn auch die Warnungen der Einheimischen vor den Tücken der vermeintlich so idealen Rodelbahn nicht erreichen. Der Geschwindigkeitsteufel hatte ihn bereits restlos in seinen Klauen, er forderte sein Opfer. Karl Dieter Treu war ihm verfallen — bis in den Tod, den eigenen Tod . . .

Sollte es wirklich schwer sein, aus diesem erschütternden Geschehen eine praktische Nutzanwendung zu ziehen?

Joseph Wipp

bolik in gewissen nichtkatholischen Kreisen entgegenkommen. Ihr "Stammapostel", der in Frankfurt lebende Hermann Niehaus, verfügt bei seinen Anhängern über größere Rechte — nicht zuletzt im Zugriff auf den Geldbeutel — als der Heilige Vater bei katholischen Christen. Nich nur haben die Neuapostolischen durch Hausbesuche erstaunliche Werbeerfolge, auch die meisten Neubauten von festen Sektengebäuden werden von ihnen erstellt. Sie mögen heute etwa 400 000 Mitglieder zählen.

Daß die Zeugen Jehovas unermüdlich für ihre Sache tätig sind, ist ebenso bekannt wie ihre betonte Feindseligkeit gegenüber der Kirche. So törichte Ergebnisse ihre "ernste Bibelforschung" gezeigt hat, über eine Million Menschen aus der ganzen Welt haben sich von ihnen einfangen lassen. Dabei werden die hauptamtlichen Mitarbeiter sehr niedrig bezahlt, jedenfalls die in den niederen Rängen. Ein amerikanischer "Spezialpionier" erhält für die verlangte 175stündige Arbeit pro Monat 25 Dollar (105 Mark), ein "Generalpionier" für 150 Stunden gar nur zehn Dollar. Die wahnwitzige Erwartung, zu den 144 000 Auserwählten zu gehören, von denen die Geheime Offenbarung in der antiken Zahlensymbolik spricht, macht die Propagandisten dieser Sekte blind für ein vernünftiges Gespräch. In Deutschland gab es im Juli 1958 62 141 "Verkünder".

An den Haustüren erscheinen auch Sendboten der Adventisten, nicht selten geben sie sich zunächst als Vertreter einer "Missionsgesellschaft" aus, ohne zu sagen, daß es sich um eine Sektenmission handelt. Bei Gutgläubigen werden sie so manche Schrift los, die der Käufer nie erworben hätte, wenn er die Verfasser kennen würde. Etwa 45 000 Anhänger dieser Sekte heiligen den Samstag statt des Sonntag und legen sich strengen Verzicht auf allerlei Genußmittel auf. Die Adventisten halten die gemeinchristliche Sonntagsheiligung für einen Verstoß gegen das dritte Gebot. Fast gleich stark ist die "Kirche des Reiches Gottes", eine Absplitterung von den Zeugen Jehovas.

Frauenrecht

Zu Prien am Chiemsee steht in der alten Klosterkirche zu lesen:

"Das Recht, zu dienen und zu lieben,
das Recht, Barmherzigkeit zu üben,
das Recht, die Kindlein sanft zu hegen,
zu ziehen, lehren, mahnen, pflegen,
das Recht, wenn alles schläft zu wachen,
das Recht, in Kraft, mit sanfter Würde
das Recht, gekränkt, mit sanfter Würde
zu tragen andrer Last und Bürde,
das Recht, wenn trübe Zweifel walten,
den Glauben fest und treu zu halten,
das Recht, ohn' Ende zu verzeih'n,
das Recht ein ganzes Weib zu sein,
voll wahrer Güte, fromm und echt:
das ist das schönste Frauenrecht."

Abstruse Ideen und innere Heimatlosigkeit

Unter den übrigen Sekten verdienen die Mormonen (Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage) mit etwa 12 000 deutschen Mitgliedern besonders genannt zu werden. Die Mormonen, amerikanischen Ursprungs, wie viele andere Sekten, haben übrigens die Vielweiberei schon seit über einem halben Jahrhundert aufgegeben, zu der sie sich früher bekannt hatten. Daß in Deutschland sich überhaupt denkende Menschen gefunden haben, die das Buch Mormon gleichwertig neben die Bibel stellen, kann nur Kopfschütteln hervorrufen. In diesem Buch wird die (frei erfundene) Geschichte der Ureinwohner Amerikas von den Tagen Noahs bis zur Ankunft von Kolumbus erzählt, eine Märchengeschichte, die höchstens in Amerika Leichtgläubige findet.

"Gesundbeter" nennt das Volk eine Sekte, die sich selbst Christliche Wissenschaft" nennt und von einer Amerikanerin gegründet wurde. Miss Mary Eddy Baker lehrte die Überwindung von Krankheit und Tod unter Ablehnung ärztlicher Hilfe, ohne freilich selbst dadurch dem Tod entgehen zu können. In Berlin spielte in den zwanziger Jahren ein gewisser Josef Weißenberg eine aufsehenerregende Rolle; seine Anhänger behaupten allen Ernstes, der inzwischen verstorbene "Prophet" habe nicht nur Karl Marx, sondern auch Luzifer "erlöst". Weißenbergs Nachfolgerin als "oberster Lichtgeist", eine gewisse Frieda Müller, hat in der Evangelisch-Johanneischen Kirche immer noch etwa tausend Verehrer Weißenbergs um sich versammelt. Man könnte noch eine lange Liste von skurrilen Geistern und falschen Propheten aufstellen und manches nennen, was ebenso abgeschmackt ist wie das Verhalten der eingangs erwähnten "Versammlung Gottes", aber man würde doch am Kern des Sektenproblems vorbeigehen, wenn man nur das Abstruse und seelisch Kranke im Auge hätte. Hinter der Anziehungskraft vieler Sekten verbergen sich zwei sehr ernste Tatbestände, die die Aufmerksamkeit der gesamten Christenheit verdienen: Unter uns leben mehr Menschen, als wir es wahrhaben wollen, die nach der Wahrheit suchen; unter uns gibt es ferner eine ständige zunehmende Not der inneren Heimatlosigkeit.

(*wird fortgesetzt*)

Aus der katholischen Welt

Vatikan — 45 diplomatische Vertretungen beim Heiligen Stuhl. Zur Zeit bestehen beim Heiligen Stuhl 45 diplomatische Vertretungen, darunter 34 Botschaften und 13 Gesandschaften. Aus der neuen Diplomatenliste geht hervor, daß die Botschaft Polens und die Gesandschaft Litauens von einem Geschäftsführer verwaltet wird. Bis zur Überreichung der Beglaubigungsschreiben an den neuen Papst war der polnische Botschafter, Papée, Doyen des Diplomatischen Corps.

Papst empfing Lama aus Tibet. Papst Johannes XXIII. empfing in einer Audienz den in Kalkutta residierenden tibetanischen Lama Chimed Rigdzin. Der Lama trug bei der Audienz die Gewänder der buddhistischen Priester und wurde von drei indischen Seminaristen begleitet, die in Rom studieren.

Frieden durch Verehrung der Eucharistie. Der "Osservatore Romano", das offiziöse Organ des Vatikans, veröffentlichte das Gebet, das Papst Johannes XXIII. persönlich zur Vorbereitung des Eucharistischen Weltkongresses 1960 in München verfaßt hat. In diesem "Gebet zu Ehren des Eucharistischen Königs" wird die Gnade des Herrn für die Kinder, die Jugendlichen, die Familien, die Schulen und die Kirche in Deutschland herabgefleht. Eine besondere Bitte gilt der Erleuchtung der Regierenden, daß sie "Gedanken des Friedens und nicht des Unheils" hegen. Für die Verrichtung des Gebetes werden unter den vorgeschriebenen Voraussetzungen ein Teilablaß und ein vollkommener Ablaß gewährt.

Keine Ehedispens möglich. Die Kirche werde an ihrer Lehre von der Ehe unabänderlich festhalten, stellte der "Osservatore Romano", das offiziöse Organ des Vatikans, in einem Leitartikel zu Gerüchten über eine eventuelle Eheschließung zwischen einem mohammedanischen Herrscher und einer katholischen Prinzessin fest. Der "Osservatore" führt die beiden Ehehindernisse für Katholiken bei einer Heirat mit einem nichtgetauften oder einem getauften, aber nichkatholischen Partner an und erklärt, daß zwar von beiden Ehehindernissen Dispens erteilt werden könne, aber nur unter den im kirchlichen Gesetzbuch vorgeschriebenen sogenannten Kautionen. Diese verlangen vom katholischen Ehepartner, daß er verspricht, die Gefahr des Glaubensabfalls fernzuhalten ferner müssen beide Ehepartner das Versprechen geben, die Kinder ohne Rücksicht auf das Geschlecht im katholischen Glauben zu erziehen. Voraussetzung für die Dispenserteilung ist ferner die moralische Gewißheit der Erfüllung dieser Kautionen. Diese sei aber im Fall des persischen Herrschers nicht gegeben, da die Verfassung des Iran zum Beispiel vorsehe, daß wenigstens einer der Söhne, nämlich der Thronfolger, in der mohammedanischen Religion erzogen werde.

Italien — Einsturzgefahr am Markusdom behoben. Der berühmte Markusdom von Venedig hat in schwerer Einsturzgefahr geschwebt. An den Grundpfeilern waren große Hohlräume entdeckt worden, die den ganzen Dom bedrohten. Durch Zementeinspritzungen und Abstützungen konnte die Einsturzgefahr inzwischen wieder behoben werden.

Frankreich — Letzte Schwester der heiligen Theresia gestorben. Im Karmel von Lisieux ist im Alter von 90 Jahren die letzte Schwester der heiligen Theresia vom Kinde Jesu gestorben. Schwester Genevieve ist 1894 in den Karmel eingetreten und legte 1896 die ewigen Gelübde ab. Im Jahre 1948 wurde im Kloster zu Lisieux in Anwesenheit des heutigen Papstes, der damals Nuntius in Frankreich war, ihr goldenes Ordensjubiläum festlich begangen. Die heilige Theresia vom Kinde Jesu hatte vier Schwestern, die alle Ordensfrauen wurden. Ihre älteste Schwester war lange Jahre hindurch Subpriorin im Karmel von Lisieux.

Gedächtnisjahr für den heiligen Pfarrer von Ars. In diesem Jahre gedenkt die katholische Welt, insbesondere aber das katholische Frankreich, des 100. Todestages des Pfarrers von Ars, Jean Baptiste Vianney. Er ist am 4. August 1859 in Ars gestorben, wurde 1925 heiliggesprochen und zum "Patron der Weltpriester" erklärt. Die Feierlichkeiten zu seinem Gedächtnis werden am 1. Mai mit der Krönung Unserer Lieben Frau von Ars durch Kardinal Pierre Gerlier eröffnet. Der Erzbischof von Lyon vollzieht diese Handlung im Auftrag Papst Johannes' XXIII. Ein Triduum der Jahrhundertfeiern wird am 1. August eingeleitet. Der 3. August wird als Tag der Pfarrer in der ganzen Welt gehalten. An den Feierlichkeiten am Jahrestag selbst nehmen der Bischof von Paris, Maurice Kardinal Feltin, und der Erzbischof von Rennes, Emile Kardinal Roques, teil.

"Bischof der Aussätzigen" gestorben. Der aus China vertriebene Bischof Gustave Deswazières ist in Tourcoing in der nordfranzösischen Diözese Lille verstorben. Er war Oberhirte des chinesischen Bistums Pakhoi und stand im 78. Lebensjahr. Wegen seiner Verdienste um die Leprakranken in China wurde er von den chinesischen Gläubigen "Bischof der Aussätzigen" genannt.

Holland — Männerwallfahrten in Holland. 21 000 katholische Holländer nahmen am "stillen Umgang" in Amsterdam teil. Die Wallfahrt wird jährlich zur Erinnerung an ein 1345 geschehenes Wunder gehalten. Bischof Jansen von Rotterdam zelebrierte zum Abschluß eine Pontifikalmesse in der Liebfrauenkirche bei der Kaisergracht. Gleichzeitig wurden Gottesdienste in den 30 Kirchen und Kapellen Amsterdams gefeiert. Der Umgang wird in diesem Jahr an fünf aufeinanderfolgenden Wochenenden wiederholt. Man rechnet mit einer Beteiligung von über 100 000 Männern.

China — Wieder Bischofsweihen in China. Nach in Hongkong eingetroffenen Meldungen sollen in der Kathedrale von Changsha in der Provinz Hunan fünf katholische Geistliche ohne Zustimmung des Papstes die Bischofsweihe erhalten haben. Die Zahl der unrechtmäßig geweihten Bischöfe in Rotchina hat sich damit auf 34 erhöht. Die jetzt geweihten Bischöfe sind für die Bistümer und Apostolische Präfekturen bestimmt, deren rechtmäßige Ordinarien entweder ausgewiesen oder inhaftiert sind.

Der Katholizismus in Lateinamerika wird Europa überflügeln Unter dem Pontifikat des neuen Papstes wird Lateinamerikas Katholikenzahl diejenige in Europa überflügeln, hat die Huriner Zeitung "La Stampa" in einer Studie unterstrichen. Die liberale Zeitung berichtet dabei, daß 470 Millionen Seelen katholisch sind. 47% leben in Europa, 43 in Amerika, der Rest verteilt sich über Afrika, Asien und Ozeanien. Die Länder Südamerikas entwickeln sich in Bezug auf die Bevölkerungszahlen mit einer ungeheuren Geschwindigkeit. 1920 hatten sie 92, heute 180 Millionen. 1990 sind es eine halbe Milliarde. Nicht Schritt mit dieser Bevölkerungszunahme hält leider die Zahl der Geistlichen, was dem Hl. Stuhl in Zukunft ein unendlich wichtiges Problem stellt. Nur 33 000 von insgesamt 380 000 Priestern leben in Lateinamerika, d. h. ein Priester auf 4 800 Gläubige, während z. B. in Nordamerika schon auf 650 Katholiken ein Geistlicher trifft. In Guatemala selbst gibt es für 10 000 einen Priester. Andererseits ist es nicht ausgeschlossen, daß das Hl. Kollegium mit mehr Vertreter aus Lateinamerika versehen sein wird. Heute sind nur 8 im Kardinalskollegium. "La Stampa" meint, daß es in zwanzig Jahren vielleicht mehr Südamerikaner als Italiener gebe, die den Kardinalspurpur innehaben. Brasilien ist jetzt das größte katholische Land der Welt, da seine Katholikenzahl jedes andere übersteigt.

Das neuentdeckte dritte Alter

Von Robert Svoboda



Es wurde schon oft darauf verwiesen, daß sich die durchschnittliche Lebensdauer von 35.5 (1870) auf derzeit 68.4 Jahre erhöhte. Die über 65jährigen stellen erstmalig fast 10 Prozent der Gesamtbevölkerung dar, in den Städten bis zu 14 und 16 Prozent, gegenüber dem früheren Durchschnitt von kaum 5 Prozent; die Entwicklung läuft in naher Zukunft (1982) auf überhaupt 14.5 Prozent Zu diesem Zeitpunkt werden auf jeden nicht mehr erwerbsfähigen nur noch 4.5 Personen im Erwerbsalter kommen, während es 1939 noch 9.4 und 1953 noch 1 gewesen sind. Infolge der erhöhten Anforderun gen steigt bekanntlich die Frühinvadidität; schon 1952 entfielen 73 Prozent aller Rentner darauf und nur mehr 27 Prozent auf eigentliche Altersrente. Wenn auch das Altersproblem nicht identisch ist mit Untätigkeit oder gar Nutzlosigkeit — 27 Prozent der Männer im Greisenalter sind noch berufstätig!—, so ist es doch mit Sorgepflichten verknüpft: in unseren Städten lebten 1950 fast zwei Drittel (65 Prozent) der alten Leute einsam, davon 32 Prozent als Einzelpersonen und 28 Prozent als Ehepaare ohne Angehörige. Wenn wir die irgendwie Pflegebedürftigen auf etwa ein Fünftel schätzen müssen, so können doch nur 3.6 Prozent auf eine Heimpflege rechnen; insgesamt sind gut 66 000 Männer und 114 000 Frauen, bei uns anstaltsmäßig untergebracht.

Hinter diesen Zahlen verbirgt sich eine vielschichtige Wirklichkeit, die unsere christliche Verantwortung geradezu herausfordert. Naturgemäß befaßte sich mit den Altersfragen zunächst der Deutsche Cariasverband, der immerhin 1041 Altersheime mit 11 372 Plätzen zählt; seit 1945 sind an Neugründungen 417 Altersheime mit 20 172 Betten hinzugekommen. In der Offenen Fürsorge haben sich die 622 Vinzenz-Vereine und 1695 Elisabeth-Konferenzen sowie die 4974 Krankenpflege-Stationen neuerdings besonders den alten Menschen gewidmet. Alle diese Bemühungen werden zusammengefaßt in einer "Arbeitsgemeinschaft für Altersfürsorge". Mit ihr hat nun Kontakt gefunden das 1951 begonnene Invalidenwerk innerhalb der Katholischen Arbeiterbewegung, das mehr und mehr von der Hauptstelle der Katholischen Männerarbeit gestützt wurde. Eine Reihe von Tagungen und Publikationen hat sich seit Jahren bemüht, die Altersanliegen ins Bewußtsein des katholischen Volkes zu rücken. Die Zeitschrift "Feierabend" (Seelsorge-Verlag Freiburg i. Br.) erreicht monatlich mehrere Zehntausende unserer Altgewordenen, bei denen das erste größere Altersbuch "Licht am Abend" (Herder, Freiburg i. Br.) rasch in mehreren Auflagen ankam. Von der Öffentlichkeit unbemerkt, jedoch nicht weniger bedeutsam, hat sich die Caritas-Schwesternschaft neuerdings entschlossen, mehr und mehr Altersheime zu übernehmen, wozu die Ordensschwestern infolge ihres Nachwuchsmangels leider nicht mehr so in der Lage sind.

Aus diesen Bestrebungen bildete sich Ende vergangenen Jahres eine Katholische Arbeitsgemeinschaft für Altersfragen, die nun in den einzelnen Diözesen Arbeitstagungen für maßgebliche Persönlichkeiten aus dem Klerus und Laienstand durchführen will. Ihre Aufgabe wird es nicht zuletzt sein, den Sinn für das Alter wieder zu wecken und die Lebensverhältnisse deutlich zu machen, in denen sich die alten Leute heute befinden.

"Für viele alte Menschen", so heißt es in einer ersten Erklärung der Arbeitsgemeinschaft, "haben sich die Lebensverhältnisse durch die industrielle und soziale Revolution der letzten Jahrzehnte grundlegend verändert. In gewissem Sinne ist der alte Mensch in der Gesellschaft von heute vielfach heimatlos. Er lebt nicht mehr in der Geborgenheit der größeren Familie und in der heimatlichen Landschaft. Er ist oft arbeitslos; ohne Übergang scheidet er mit der Pensionierung aus der Arbeit aus. Damit ist sein Leben zum großen Teil inhaltslos geworden. Er hat

keine Aufgaben, kein Objekt der Sorge mehr. Der Materialismus der Jetztzeit, der sich im ausschließlichen Streben nach höherem Lebensstandard äußert, hat ihn auch hoffnungslos werden lassen. Es fehlt ihm die Zuversicht auf die Erfüllung des Lebens in Gott.



Angesichts dieser Situation der alten Menschen in unserer Zeit wird es immer dringlicher, aus den Kräften des christlichen Glaubens den alten Menschen beizustehen und sie zu beheimaten. Heimat ist der Raum, in dem man Liebe empfängt und Liebe spendet. Wo die Familie und die moderne Gesellschaft diese Heimat nicht mehr zu bieten vermögen, hat die Kirche um so größere Aufgaben an den alten Menschen zu erfüllen . . .

Der alte Mensch will nicht nur umsorgt sein, sondern will selber sorgen können. In Mitsorge um seine Familie, um das Reich Gottes, um nahe und ferne Menschen weiß er sich angefordert in seinen besten Kräften und kann Lebenserfahrung und Lebensweisheit weitergeben. Wir sollten den alten Menschen in unseren Tagen die Möglichkeiten zu verantwortlichen Aufgaben, sinnvoller Betätigung und geistigem Schaffen erhalten! So verödet ihr Leben nicht im bloßen Streben nach materiellen Genüssen und Gütern, sondern gewinnt wieder Inhalt und Würde.

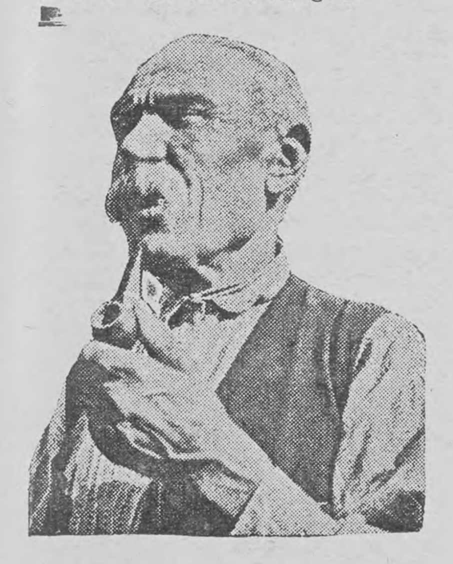
Freilich bleibt trotz der Fortschritte der modernen Medizin und Sozialfürsorge für jedes Alter ein Rest von Beschwerden, Leiden und Mühsalen. Dieser schmerzliche Anteil hat seinen tieferen Sinn in einer letzten Bewährung und Reifung der menschlichen Persönlichkeit für das Leben in der Ewigkeit. So ist auch das Leid des Alters eingebaut in den Gesamtplan Gottes mit dem menschlichen Leben und hat seinen Platz in christlicher Schau. Letztlich kann das Alter nur zuversichtlich gelebt werden, wenn es nicht unter dem Eindruck des Endes steht, sondern als Übergang in ein neues Leben begriffen und in dieser Hoffnung angenommen wird."

Wieviel geheime Vorurteile müssen aber wohl noch abgebaut werden, bis wir wieder das rechte Verhältnis zum Alter finden. Bekanntlich haben nur wenige Völker — wie die Chinesen — eine echte Ehrfurchtshaltung vor dem alten Menschen. Auch im Dekalog von Sinai fällt auf, daß einzig dem 4. Gebot (Ex. 20:12) eine Verheißung beigefügt werden mußte. Für unsern Volksglauben, der immer wieder von verborgenem Heidentum unterwandert wird, zählt das "reife Alter" bis höchsten 60 Jahre, und die Jahre darüber sind eigentlich ein Nichtssoll und werden mit Mißtrauen und Geringschätzung angesehen. Wenn der praktische Lebenswert früher mit der Selbstverteidigungsmöglichkeit verknüpft wurde, so heute mit der wirtschaftlichen Produktivität; wer sich darin trotz höheren Alters bewährt, kann sich persönlich Respekt verschaffen, hat dadurch aber nicht immer auch den Werten des Alters, seinen Tugenden und seiner Schönheit allgemein Geltung erkämpft. Leider finden viele Großeltern Gefallen an dem Oma- und Opa-Jargon mit seiner unwahrhaftigen Verniedlichung; auf diesem Kindergarten-Niveau sind die echten Altersfragen naturgemäß schwer greifbar. Sie sind es für den heutigen Menschen um so weniger, als ihm auch die nahe Brücke christlicher Eschatologie zu den angrenzenden Bereichen der jenseitigen Welt meist außer Sicht geraten ist.

Immerhin muß zugestanden werden, daß es auch in der Heiligen Schrift anscheinend nicht immer leicht gelingt, über die Schatten zu springen. Das Flehen des Alters in den Psalmen (71, 16, 23, 27, 39, 41, 62, 131 usw.) ist von Schwermut durchzogen, und erst recht wird im Buch der Sprüche (30, 31), beim Prediger und bei Sirach manche Bitternis offenbar. Das Neue Testament setzt bekanntlich mit eindrucksvollen Hochgreisen (Zacharias und Elisabeth, Simeon und Anna usw.) ein, die im Benedictus und Dimittis auch großartige Aussagen über die neue Altersfrömmigkeit machen.

Es wird angesichts der neuen Situation einer besonderen Bemühung bedürfen und wert sein, die Zeugnisse Christi an und über das Alter sorgfältig zusammenzustellen und ins Bewußtsein des christlichen Volkes zu bringen. Vielleicht kann bei anderer Gelegenheit umschrieben werden, welche praktischen Folgerungen sich daraus sowohl für unsere Sorge um das Alter wie für das Apostolat der Alten in der Familie und Gemeinde nahelegen. Vorerst darf

wenigstens die Hoffnung ausgesprochen werden, daß, nachdem wie nach jedem Krieg von uns zunächst die beiden Extremphasen der vielfältigen Not wie der übersteigerten Genußfreude durchschnitten werden mußten, nunmehr eine dritte Phase auf uns zukommt, in der das Leben wieder zu sich selbst zurückfindet, zu seinen großen Gesetzlichkeiten, auch zu seinen generationsmäßigen Einheiten. Dabei wird das Alter noch klarer zu seinem Recht, zu seinem Bild und zu seiner Selbstverwirklichung gelangen. Es wird dabei auf das Licht und die Gnade von oben nicht verzichten können. Möge sich hier das Wort des Psalmisten (71:7) erfüllen: "Wie ein Wunderzeichen war ich in meiner Bedrängnis für viele. Du warst mir ja starker Hort! Von deinem Lob blieb mein Mund erfüllt, deinen Ruhm verkündete ich alle Tage. Zur Zeit des Alters verstößest du mich nicht. Meine Feinde flüstern vergebens: Gott hat ihn aufgegeben. Ich will sterben im Preis der Wunder des Allmächtigen!" –



Er schreitet sicher durch
das Grau'n der Zeit –
Und Gottes Friede
ruht auf seinen Zügen –
Ein heiliger Mut,
ein seliges Vergnügen –
der Ewigkeit.
Und alle Not der
Menschen wird zu Licht –
In seiner Liebe
heiliger Übermacht –
Und flutet wieder
in die dunkle Welt.

Reinhold Schneider

Blick' ich gen Osten — blick' ich gen Westen ...

Blick' ich weit gen Osten, dann sehe ich das Zentrum der sowjetischen Filmproduktion, die Mosfilm-Studios. Hier werden im Jahr nur etwa 25 Filme hergestellt. Von jedem dieser Filme aber werden etwa 1200 bis 1500 Kopien gezogen. (Von den Spitzenfilmen sogar bis zu 3500 Kopien!) Damit werden dann die 5500 festen Kinos und rund 50 000 Stellen, die Filme in Sowjetrußland vorführen, beliefert. So gibt es kaum ein sowjetisches Dorf, das nicht vom kommunitischen Film erreicht würde.

"Von allen Kunstformen ist der Film für uns die wichtigste", stellte Lenin fest — und "Frauen soll man vergessen — Hochöfen nie" ist ein altes sowjetisches Motto für Literatur und Filmherstellung.

Westliche Beobachter entnehmen der sowjetischen Presse, daß die Zeit für Filme wie "Wenn die Kraniche ziehen" wieder vorbei ist. (Ende der "Tauwetter-Periode"). Nicht mehr individualitisch soll die Liebe gesehen werden, sondern so, "wie es unsere Gesellschaft verlangt."

Was dann passiert, wenn doch wieder einmal ein Film dazwischen produziert wird, der den staatlichen Kontrollorganen mißfällt, das erfahren wir leichter, wenn wir in die Ostzone schauen. Nach den Angaben des Informationsbüros West wurden gerade kürzlich wieder zwei Spielfilme der ostzonalen Filmproduktion "Defa" nicht zur Vorführung zugelassen, "weil sie unter falschen gesellschaftlichen Voraussetzungen enstanden sind." Blick' ich gen Osten, dann sehe ich: Freiheit — für die Parteilinie. Blick' ich gen Westen, dann sehe ich:

Freiheit für Unmoral

Mahnend bat Kardinal Döpfner von Berlin anläßlich der letzten Berliner Filmfestspiele die Filmschaffenden (aus nicht kommunitischen Ländern): "Nützen Sie die Freiheit, die Ihnen gegeben ist, voll Verantwortung! Helfen Sie mit, daß der Mensch in der Auseinandersetzung unserer Zeit durch den Film nicht geschwächt, sondern letztlich gefestigt werde!" Worauf der Kardinal hier anspielte, ist unschwer zu erkennen.

Papst Pius XII. stellte auf dem zweiten Weltkongreß für Laienapostolat (Rom, Oktober 1957) fest: "Allzuviele der angebotenen Filme erreichen nicht das kulturelle und moralische Niveau, das man mit Recht erwarten müßte. Die bedauerliche Tatsache dabei ist, daß der Film meist eine Welt zeigt, in der die Menschen leben und sterben, als ob es Gott gar nicht gebe."

Die Menschen sterben im Film als ob es keinen Gott gebe. Nehmen wir dazu das Thema: Selbstmord. In Freiburg sah unlängst das Programm also aus: In einem Film tötete sich Hildegard Knef mit Veronal. In einem zweiten Film stürzte sich — nach reichlich vor dem Besucher ausgebreiteten Herzeleid — Romy Schneider vom Balkon auf die Straße. Und in einem dritten Film verübte Lily Palmer Selbstmord, um ihren Ehemann zu belasten.

In einem Jahresrückblick mußte die Katholische Filmkommission für Deutschland feststellen: "Noch in keinem Jahr war die Zahl der mit 3 und 4 eingestuften Filme so groß wie 1958."

"Niemals" — so fährt Papst Pius XII. in der oben zitierten Ansprache fort — "könnte man vor Gott die Verantwortung dafür tragen, eine derartige Lage einfach zu dulden, und man muß mit allen seinen Kräften versuchen, sie zu ändern." By.

Schwester Emilie Schneider zum 100. Todestag

Eine Helferin in der Qual der Standeswahl

von Albert Krautheimer

Auf ihrem 39jährigen Pilgerweg über die Erde hätte sie oft zum heiligen Willen Gottes sprechen können:

Du bist die Nähe
Und die Ferne,
Du bist die Nacht
Und ihre Sterne,
Du bist das Rufen
Und das Schweigen,
Das Fliehen bist du
Und das Neigen.
Du bist die Frage aller Fragen,
Wann wirst du dich mir fraglos sagen?
Du Rätsel meiner Morgenfrühe,
Du Kummer meiner Mittagsmühe,
Du letzte Sorge vor der Nacht,
Du schlummerlose Tränenwacht,
Du stummer Mund, du laute Stille:
Du unfaßbarer Gotteswille!

Ihr Leben soll hier aufgezeichnet sein zum Trost für alle, die gleichfalls mit dem göttlichen Willen ringen, um von ihm gesegnet zu werden; für alle, die vor schwerer Entscheidung in der Berufs- oder Standeswahl stehen; für alle, die ihr Auge zu den Bergen erheben, und das Heil der Erkenntnis läßt auf sich warten; die in die Nacht ihrer Zweifel hinauslauschen nach dem erlösenden Ruf, und er dringt noch nicht an ihr Ohr, weil Gottes Stunde noch nicht gekommen ist. Warum noch nicht gekommen? "Der Wille Gottes kennt kein Warum" (St. Augustinus). Der Wille Gottes läßt sich auch nicht drängen, sich rasch und unverzüglich kundzutun. Das einzige, was wir tun können und müssen, ist: seiner Offenbarung jederzeit gewärtig zu sein und dann vorbehaltlos zu folgen. Die Qual der Unsicherheit, wohin man berufen sei, kann jahrelang währen. Viele leiden daran: Fünfzehnjährige, Zwanzigjährige, und nicht für alle ist sie zu Ende in der Mitte der Zwanziger.

Bei Julie (später Emilie) war es nicht anders. Wo will mich Gott haben? "Du bist die Frage aller Fragen, wann wirst du dich mir fraglos sagen?" Von ihrer Neigung her war längst Antwort da; sie wollte von jeher ins Kloster. Aber da waren viele berechtigte Bedenken; denn schließlich spricht ja Gott auch durch den Willen der Eltern (Gottes Stellvertreter!) zu uns. Und hier begannen die Zweifel für Julie Schneider: ist Elternwille mehr als Herzensneigung?

"Du Rätsel meiner Morgenfrühe!" Die Eltern wollten ihre Tochter nicht Nonne werden lassen. Der Vater war Protestant, preußischer Staatsbeamter und durch königliche Kabinettsorder verpflichtet, seine Kinder lutherisch zu erziehen. Es hätte ihn die Stellung kosten können, daß er dennoch auf Bitten der Gemahlin Katholiken aus ihnen machte. Es hat ihm vielleicht den Aufstieg über den Obersteuerinspektor hinaus verbaut; gut, so mußte er sich eben einschränken und auf manches Vergnügen verzichten, um den Kindern die beste Ausbildung zu ermöglichen. Wenn sie nur gut gerieten. Seine Julie, sein Juwel, nahm es an Wohlanstand mit jeder Dame höherer Gesellschaftsschichten auf; im vornehmen Hause Favereau zu Lüttich schätzte man sie als rheinländisch-heitere Hausdame sehr hoch und beheimatete sie jahrelang.

Aber schon hatte ihr Herz heimlich eine andere Heimstatt erkoren: den Konvent der Töchter vom Heiligen Kreuz. Die 24jährige reist für ein paar Urlaubstage zu ihren Eltern nach Köln. Papa freut sich, seinen Liebling wiederzusehen. "Nun, was weiß mir mein Kindchen zu erzählen?" "Daß ich ins Kloster will." — Und eben das war zu viel für den Alternden. Selbst seine fromme Frau war seiner Meinung: alles was recht ist, katholisch ja, aber niemals klösterlich! Man sprach ziemlich gekränkt von Undankbarkeit, von Im-Stich-Lassen treubesorgter Eltern und dergleichen; Julie hatte sich die paar Tage zu Hause anders vorgestellt. Nicht sehr glücklich kehrte sie nach Lüttich zurück. Elternwille oder Herzensneigung? Wo sprach Gott? "Du Rätsel meiner Morgenfrühe!"

"Du Kummer meiner Mittagsmühe!" Sie mußte sich bald entschließen. Fünfundzwanzig war das Höchstalter für Ordensanwärterinnen. Und sie entschloß sich nach fruchtlosem Briefwechsel mit den Eltern. 1845 klopft sie aufnahmeheischend an die Pforte. Der Bischof von Lüttich hatte zugeraten. Aber der war ja auch nicht unfehlbar. Hatte sie das vierte Gebot nicht doch mit Füßen getreten? Durfte sie andererseits Menschenwunsch über Gottesruf stellen? Nun sie die Hand an den Pflug gelegt hatte, wollte sie nicht mehr zurückblicken. Das Noviziat nahm sie auf: bald hatte man Arbeit für sie bei Waisenkindern und als "Schutzengel" der Postulantinnen. 1851 ordnete die Stifterin der Genossenschaft an, daß Schwester Emilie (sie war gerade einundreißig Jahre alt) Novizenmeisterin zu Aspel am Niederrhein würde. Die Ausersehene verließ Lüttich und zog an ihren neuen Ort. Ihre angegriffene Gesundheit verdiente eine Weile geruhsamer, wenn auch verantwortungsvoller Arbeit an den Ufern des vor seiner Mündung so behäbigen Stromes. Ein Jahr Kräftesammlung war ihr hier beschieden, ein Jahr liebevoller Führung junger Seelen; dann wurde sie nach Düsseldorf als Leiterin des Theresienhospitals berufen. Schadenfrohes Kichern der verweltlichten Schwestern bei ihrer Ankunft: wir wollen die junge Neue schon klein kriegen. Bewunderndes Staunen nach einem Jahr:

sie hat uns mit ihrem Edelmut bezwungen. Sie ist kein Hausdrache, nein, aber sie ist von bezwingender Güte; sie arbeitet, sie schuftet geradezu; die Armen und Kranken haben eine Mutter an ihr; Düsseldorf ist nicht mehr denkbar ohne Schwester Emilie. Sie aber leidet. Leidet an dem Gedanken, ihre Tätigkeit sei Blendwerk, Gebet und Gottvertrauen wären besser. Herr, was soll ich tun? "Du Kummer meiner Mittagsmühe!"

"Du letzte Sorge vor der Nacht." An jedem späten Abend, wenn die Unruhe des Krankenhauses wie in einer großen Narkose eingeschlafen war und nur noch die Nachtschwester von Tür zu Tür flügelte, da kniete die Hausoberin vor dem Allerheiligsten. Stundenlang. Regungslos. Da litt sie ihre verschwiegenen Gesichte. Daß sie darüber nur zu stammeln wußte, daß ihr keine geordnete Darstellung ihres mystischen Erlebens gelang, ist mir der beste Beweis für die Echtheit der Zustände. Ich liebe jene Seelen nicht, von denen schon zu Lebzeiten so viel Aufhebens gemacht wird.

"Du schlummerlose Tränenwacht!" Die Nacht, in welcher der Herr einst Blutschweiß vergoß, war jede Woche für sie mit besonderen Gnaden und Leiden gesegnet. Mit dem Heiland kniete sie "im tiefen Tal" der Trostlosigkeit. Tränen rannen über ihre Wangen. Am nächsten Tag aber mußte sie wieder allen alles sein und die Geheimnisse der Nachtwache in die Truhe der Verschwiegenheit legen.

"Du stummer Mund, du laute Stille!" Ihr früher Tod am 21. März 1859 ließ ihre Heiligkeit laut und kund werden. Tausende gingen an ihrem Sarg vorüber, Tausende besuchen heute ihr Grab im Maria-Hilf-Kapellchen zu Düsseldorf. Sie beten nicht für, sondern zu Schwester Emilie, deren Seligsprechung eingeleitet wurde.

Ihr Leben gehört zu den Geheimnissen, über die Ungläubige spöttisch die Achsel zucken und eine Grimasse dazu schneiden. Die Gläubigen aber sagen ehrfürchtig und anbetend: "Du unfaßbarer Gotteswille!" –



Ist es denn möglich, ihr Wohlhabenden

Ist es denn möglich, ihr Wohlhabenden, daß ihr mit trockenen Augen das Elend der Hungernden mit ansehen könnt und ihnen nicht zu Hilfe kommt? Ihr habt manchmal so viele Kleider wie Feiertage im Jahr, und der Arme kann seinen bloßen Leib nicht bedecken. Eure Hunde naschen die besten Bissen, und der Arme hat nicht genug trockenes Brot. Ganze Beutel voll Geld gehen oft drauf beim Spielen, und für die Armen ist nicht ein Kreuzer vorhanden. Für Komödie und Gaukelspiel mangeln die Unkosten niemals, und für die Hände der Bedürftigen ist fast nichts vorhanden. Kostbare Paläste und Häuser laßt ihr aufrichten, der Arme hat oft nicht ein Dach, worunter er liegen kann. Wenn ihr in einem so elenden Stand wäret wie dieser oder jener arme Tropf, so würdet ihr ja wünschen, daß man euch helfe.

Wenn jemand auch einen untadelhaften Wandel führt und keinem anderen Laster ergeben, so ist es schon genug zur Verdammnis, so er große Reichtümer besitzt und anbei der Armen vergißt. Wenn ein Kavalier ein Pferd kauft um tausend Dukaten und gibt den Armen nichts, glaub mir, dieser reitet auf solchem Pferd den geraden Weg zur Hölle zu. Wenn einer einen Palast baut um 100 000 Gulden und entgegen die Armen sind ihm lauter Nulla, glaub mir, dieser ist unter die Zahl der Seligen nicht zu rechnen. Ist jemand, der immerfort überherrliche Mahlzeiten haltet und gibt den Armen nichts, glaub mir, dieser wird zum ewigen Abendmahl nit gelangen.

Abraham a Santa Clara

Die unheimliche Wette

Eine Erzählung nach einer wahren Begebenheit

von Rudold Söllner

Don Biancotti saß an seinem Schreibtisch. Er blätterte noch ein wenig in einem Buch. Mitternacht war schon nahe, höchste Zeit, schlafen zu gehen. Um 6 Uhr war die Nacht für ihn um.

Da läutete das Telefon.

"Ja, bitte!"

Keine Antwort kam aus dem Hörer.

"Don Biancotti", meldete er sich noch einmal, "wer ist da?"

Schweigen am anderen Ende der Leitung. Kurz darauf verriet ein leises Knacken, daß eingehängt wurde.

Wenige Minuten später schrillte die Türglocke. Der Priester schloß das Buch und trat ans Fenster. Ein Wagen hielt vor der Türe.

"Hochwürden", hörte er die Stimme eines jungen Mannes, der aus dem Wagen gestiegen und an den Eingang getreten war, "Hochwürden, kommen Sie! Ein Sterbender verlangt nach Ihnen!"

"Einen Augenblick bitte, ich bin sofort bereit." Der Priester schloß das Fenster.

Rasch ging er in die Kirche, um das heilige Öl und die Wegzehrung zu holen. Dann wandte er sich zu dem Auto.

"Wo ist der Kranke?" fragte er die drei jungen Leute, die im Wagen saßen. "Ganz hier in der Nähe. Steigen Sie ein!" gab einer zur Antwort, und die Geste des Vorstellens andeutend, fügte er hinzu: "Meine Freunde."

Die Nacht war stockdunkel. Kein Mond, kein Stern war am Himmel zu sehen. Langsam fuhren sie die Straße entlang. Graue Nebelschwaden hockten am Boden und nahmen sich im fahlen Scheinwerferlicht wie riesige Geisterhände aus.

"Wohin fahren wir?" fragte der Priester.

"Wir sagten Ihnen doch schon, es ist nicht weit."

"Scheint mir aber nicht so", gab Don Biancotti zurück. "Wer seid ihr eigentlich?"

"Unser Name sagt Ihnen nicht viel", antwortete ihm einer der beiden, die ihn in die Mitte genommen hatten.

"Wir sind Mitglieder eines Geheimbundes, mehr können wir Ihnen nicht verraten", fuhr der andere fort. "Sie müssen das verstehen. Gestatten Sie nun, daß wir Ihnen die Augen verbinden!"

Der Priester wehrte ab: "Halten Sie sofort an und lassen Sie mich aussteigen!"

"Wir tun Ihnen nichts Böses, Hochwürden. Es handelt sich nur um ein paar Minuten", sagte der andere, streifte sich das Halstuch ab und band es dem Priester um den Kopf.

Der Wagen fuhr langsamer. Das eiserne Tor eines Gitters knarrte in seinen Angeln. Unter den Reifen knirschte der Kies eines Gartenweges.

"Wollen Sie bitte aussteigen! Vorsicht!" Sie halfen ihm, indem sie ihn auf beiden Seiten unter der Achsel stützten. Er stieg drei Stufen hinauf und ließ sich dann widerstandslos über die Teppiche eines Korridors führen. Als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einer kleinen Hauskapelle. Er kniete nieder.

"Entschuldigen Sie bitte! Hierhin geht es!"

Alkoholdunst schlug ihm entgegen, als er in einen von Zigarettenrauch vernebelte Saal trat. Etwa ein Dutzend maskierter junger Männer und eine Frau in weißem Mantel hielten sich hier auf. Alle trugen einen schwarzen Spitzbart am Kinn. Um das Haupt hatten sie eine Art Turban.

"Machen Sie es sich bequem, Hochwürden!" sagte der Älteste der Gesellschaft. Dann gab er seinen Kumpanen ein Zeichen, sich zu setzen.

"Wir sind Mitglieder eines Geheimbundes", erklärte er dann, dessen Programm wir selbstverständlich nicht preisgeben können. Wir sind hier im Hause eines der Unseren, des Jüngsten von uns. Er bewohnt das Haus zur Zeit allein, weil die Familie verreist ist. Das Haus gehört, wie Sie ja bereits feststellen konnten, einer alten katholischen Familie. Eines unserer ältesten Mitglieder liegt hier im Sterben. Die Ärztin" — er zeigte auf die Frau im weißen Mantel — "sagt, er habe nur noch wenige Stunden zu leben. Sie verabreichte ihm einige Spritzen, um Ihnen Zeit zu geben. Na, Sie wissen schon. . ."

"Wo ist der Sterbende?" fragte der Priester.

"Ich darf vorausgehen!" Der Älteste öffnete eine Tür und dann eine zweite, die in das Krankenzimmer führte.

Der Kranke war etwa 60 Jahre alt und lag bleich in den Kissen. Auf seinen langen weißen Haaren spielte das blaugrüne Licht eines Lampenschirms.

"Pax huic domui — Friede sei diesem Hause", betete der Priester, als er eintrat.

Dann wandte er sich zum Kranken: "Wie geht es, mein Sohn?"

Dem Kranken machte das Sprechen offenbar Mühe. Unruhig zuckten die Hände unter der Bettdecke. Sein Blick hatte etwas Flehendes.

Leise sprach er: "Ich habe einen Menschen ermordet. Ich gehöre kaum dem Namen nach zu diesem Geheimbund. In Wirklichkeit bin ich Mitglied eines anderen Bundes. Aber ein Mitverschworener hat mein doppeltes Spiel entlarvt. Mein Leben war in Gefahr. Um mich zu schützen, habe ich ihn ermordet. Muß ich sagen, wie?"

Der Priester hörte ruhig zu.

Eine halbe Stunde später verabschiedete sich Don Biancotti von dem Kranken. Er trat wieder

in den Saal, wo die Maskierten auf ihn warteten. "Hat er gebeichtet?"

"Gebeichtet und kommuniziert. Die Letzte Ölung habe ich ihm nicht gegeben, weil mir die Krankheit weniger schwer scheint, als Sie mir erzählt haben. Was fehlt ihm eigentlich?"

Die Frau im weißen Mantel deutete mit dem Finger aufs Herz.

"Das ist ja jetzt alles gar nicht so wichtig", schaltete sich der Älteste ein. "Was hat er Ihnen gesagt?"

"Wer?"

"Unser Geheimbruder."

"Er hat mir gesagt, er müsse sterben."

"Weichen Sie nicht aus! Ich will wissen, was er über seine Tätigkeit und über uns erzählt hat. Wo hat er den Brief versteckt? Wem hat er das Dokument verkauft?"

Mit einer heftigen Handbewegung schnitt ihm der Priester die Rede ab:

"Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich Ihre Frage beantworte. Geben Sie sich keine Mühe! Begleiten Sie mich bitte hinaus!"

Don Biancotti wandte sich zur Tür. Doch hier hatte sich ein junger Mann postiert. Mit gespreizten Beinen, die Arme in die Hüften gestemmt, stand er da. Er verwehrte dem Priester den Durchgang.

Kalt und monoton wiederholte jetzt der Älteste:

"Ich frage Sie noch einmal: Was hat er Ihnen über seine Tätigkeit und über uns erzählt? Wo sind die Briefe? Wem hat er die Dokumente verkauft?"

Er zog eine Pistole aus der Tasche und trat ans Fenster. Langsam öffnete er es, und dann zerrissen zwei Schüsse das Schweigen der Nacht. Alle Augen waren auf ihn gerichtet.

"Niemand wird es sehen, wenn ich Sie niederschieß", sagte er.

Er setzte sich in seinen Lehnstuhl und spielte mit der Pistole.

"Ich rate Ihnen gut: Erzählen Sie uns alles von A bis Z, und zwingen Sie uns nicht, Ihnen weitere Fragen zu stellen."

"Ich fordere Sie noch einmal auf, mich jetzt gehen zu lassen", erklärte der Priester bestimmt.

"Mit all dem, was Sie jetzt wissen?"



"Was wollen Sie denn?" sagte der Priester ruhig. "Glauben Sie, das Geheimnis, das ich vor Ihnen verberge, werde ich anderen gegenüber verletzen?"

"Sie werden diesen Raum nicht lebend verlassen!" Am Bücherschrank lehnte ein junger Mann, der diese Worte sprach.

Wir geben Ihnen noch fünf Minuten Zeit", sagte der Älteste. Er wies auf die Uhr, die eben zwei geschlagen hatte. "Wenn Sie fünf nach zwei nicht alles gesagt haben, ist Ihnen eine dieser Kugeln sicher." Und mit einem Wohlgezielten Schuß zerschmetterte er eine der Glaskugeln, die am Fenstervorhang hingen.

"Fünf Minuten! Geben Sie mir zwanzig!" bat der Priester.

"Auch vierzig rief triumphierend der junge Mann an der Türe.

"Mir genügen zwanzig, die Zeit, um eine heilige Messe zu lesen. Begleiten Sie mich zur Kapelle!"

Niemand antwortete. Stechende Blicke trafen ihn aus den Augenschlitzen der schwarzen Masken.

Als erster sprach der Älteste.

"Ich gehe Ihnen voran", sagte er.

Alle betraten die kleine Kapelle. Der Priester wandte sich zur Sakristei. Er öffnete einen kleinen Schrank.

"Seit wann liegen diese Hostien hier?" fragte er.

"Erst einige Tage", gab einer zur Antwort, der bisher noch nicht gesprochen hatte. "Auch der Wein", fügte er hinzu, als der Priester die Flasche untersuchte.

Don Biancotti stellte das Meßbuch auf den Altar der Kapelle, kehrte in die Sakristei zurück und legte Stola und Meßgewand an. Das rote Meßgewand. Die Farbe der Martyrer. Es war der 15. Mai, der Tag des heiligen Johannes Nepomuk.

Die Männer blieben im Hintergrund der Kapelle stehen. Die Frau kniete nieder.

"Introibo ad altare Dei", betete der Priester und trat an den Altar.

"Ad Deum qui laetificat juventutem meam", ertönte jetzt die Stimme der Frau. Sie hatte die

Maske abgeworfen und legte sich den Turban wie einen Schleier auf das Haar.

Die Frau war Schriftstellerin. Sie schrieb zweifelhafte Romane, und große Zeitungen beauftragten sie mit Sensationsreportagen. Sie hatte ein besonderes Geschick, Skandalgeschichten auszukundschaften und sie in einem glänzenden Stil zu verarbeiten. Diese Gaben machten sie berühmt.

Als die Messe zu Ende ging, wandte sich der Priester zu den Anwesenden und erhob die Hand zum Segen. Seine Miene war ernst. Er war der Welt entrückt, und sein Blick zeigte die Entschlossenheit, sein Leben für die Überzeugung zu opfern.

Da fiel plötzlich inmitten der schweigenden Menschen der angeblich Sterbende vor dem Priester auf die Knie.

"Ich heiße Francesco Martini. Ich bin Schauspieler. Ein schlechter Schauspieler. Vergeben Sie mir! Ich habe vorhin die häßlichste Rolle meines Lebens gespielt. Wir haben uns einen dummen Scherz erlaubt. Wir haben gewettet, ein Priester werde das Beichtgeheimnis verletzen, wenn man ihn mit einem Revolver bedrohe."

"Ich habe gesagt. er werde es nicht verletzen", rief der junge Hausherr.

"Ich auch!"

"Ich auch!"

"Ich will es gar nicht wissen", unterbrach sie der Priester, "vor allem nicht, wer von euch diese Behauptung aufgestellt hat."

"Ich bin es gewesen", meldete sich jetzt die Frau, "Ich habe Ihre Verzeihung nicht verdient."

Und ein anderer fügte hinzu: "Ich habe gewettet . . ." Er nannte eine Summe.

"Wer verloren hat, zahlt", fuhr der junge Mann fort und legte ein Bündel Banknoten in eine Schale.

"Auch wer gewonnen hat, zahlt", erklärte der Schauspieler. "Wir alle müssen bezahlen: die Unschuldigen und die Schuldigen."

Die Frau streifte sich einen Ring vom Finger, einen Rubin mit Platinfassung, und legte ihn in die Schale zu dem Geld.

"Dieses Geld verteilen Sie bitte an die Armen", sagte der Schauspieler und reichte dem Priester die Schale.

Der griff mit der Hand in die Schale und nahm den Ring der Frau.

"Kostet es Sie viel Überwindung, sich davon zu trennen?" fragte er.

"Nein, nicht die geringste", war die Antwort der Frau.

"Dann hat es auch keinen Sinn, wenn Sie darauf verzichten."

Er reichte ihr den Ring zurück. Ruhig sah sie dem Priester in die Augen.

"Jetzt", sagte sie, "glaube ich, hat er keinen Wert mehr für mich."

"Was wollen Sie damit sagen?"

Aber die Frau gab keine Antwort. Sie schien noch einen Augenblick zu überlegen. Dann drehte sie sich um und verließ langsamen Schrittes die Kapelle. Fragende Blicke begleiteten sie. Aber sie sah sich nicht mehr um.

*

In einem Aussätzigenkrankenhaus im Fernen Osten lebt eine Schwester vom Orden des heiligen Vinzenz von Paul. Man sagt, sie sei einmal sehr schön gewesen und habe Romane geschrieben, die berühmt wurden. –


ROMA-Madonna di C. Dolci.

Der gescheiterte Scheidungsversuch

Von Walter Pause

Vor einem Gericht kam es nach dem letzten Krieg zu einer merkwürdigen Begebenheit. Stand da ein blutjunges Paar vor dem Tisch und wollte unbedingt geschieden sein; es sei kein Auskommen mehr, die Frau habe für ihren Mann, der Mann für die Frau kein Verständnis und so fort. Der Richter, ein weißhaariger Mann von beherrschender Figur, dieser wahre Friedensrichter wollte es nicht zugeben. Er tat, als sähe er dem jungen Volk auf den tieferen Grund seiner Nöte und fing nach zwei Stunden mühseligem Hin und Her plötzlich zu poltern an: Jetzt habe er's aber satt, ob sie ihm denn wirklich weismachen wollten, daß sie nicht zusammengehörten. Sie müßten halt in Gottes Namen über den Berg, der keinem Ehepaar erspart bleibe und den man einzeln nie, zu zweien aber immer schaffe, das sei seit Adams Zeiten so; kurz und gut, er habe jetzt genug des Zankes, er scheide sie nie und nimmer und sie sollten sich gefälligst einen anderen Richter suchen!

Die zwei, denen das galt, standen ob des unerwarteten Zornausbruches des bis dahin gemessen amtierenden Richters wie angenagelt vor ihren sußsauer lächelnden Anwälten. Als feindliche Parteien hatten sie von Anfang an einen gehörigen Abstand zwischen sich gelegt, den sie nun zum ersten Male mißachteten; als nämlich jetzt des Richters schwere Faust einen dröhnenden Schlußpunkt hinter seine Rede setzte, da rückten sie wie schutzsuchend aufeinander zu und sahen sich ratlos an. Keiner außer dem alten Richter bemerkte es. Als er deshalb seinen Akt zugeschlagen, den tuschelnden Anwälten der Ungeschiedenen einen verächtlichen Blick zugeworfen und nach dem nächsten Fall gerufen hatte, und als die beiden Jungen bis an die Tür geraten waren, da schob er plötzlich geräuschvoll Tisch und Stuhl von sich und ging mit wallender Robe auf sie zu: "Also, jetzt, machen Sie keine Geschichten", sagte er eines völlig veränderten Tones, "ich helfe Ihnen schon! Kommen Sie um zwölf Uhr nochmal her — dann werden wir schon sehen!"

Also gingen die zwei hinaus und wunderten sich sehr ,taten aber doch, wie ihnen geheißen, und liefen in die Stadt hinein. Währenddessen ärgerten sich die beiden verlassenen Anwälte, so viel Pulver umsonst verschossen zu haben.

Das Paar hingegen saß bald vor Brot, Wurst und dünnem Bier und redete erst gar nicht viel, doch was es sagte, klang merkwürdig vernünftig, ja weit mehr, es kam ihm alles aus dem Herzen. Nach einiger Zeit, Brot und Wurst waren schon weg, begannen sie einen gelinden Wettstreit darüber, wer von ihnen die größere Schuld trage. Das hatten sie schon vor dem Gericht so gehalten, doch nun ging's umgekehrt: Es bezichtigte nicht mehr einer den anderen, sondern jeder sich selber. Eigentlich habe er ja die meiste Schuld, sagte der Mann, der als Soldat durch ganz Europa gekommen, dreimal verwundet worden und dann in Gefangenschaft geraten war, er habe es halt an der rechten Geduld fehlen lassen. Kaum weniger einsichtig beurteilte sich die junge Frau, ein bildschönes Geschöpf, das, zu seinem Schaden, lebenslang mehr Komplimente und Schmeicheleien als gute Ratschläge hatte hören müssen! Jetzt schalt sie sich reumütig des Eigensinns und wollte den neuesten Trumpf des Mannes, daß er an Egoismus nicht zu überbieten gewesen wäre, einfach nicht gelten lassen. Dergestalt tauschten sie die edelsten Regungen aus, aber sie sahen sich keinmal an; sie redeten und blickten gebannt auf die blanke Ahorntafel nieder und betrieben mit Brotkrümeln ein fesselndes Spiel und mieden einer des anderen Auge, so, als stünden zwischen den guten Worten dieser Stunde immer noch die bösen und harten von gestern und vorgestern.

Schlag zwölf, wieder vor dem Gerichtsgebäude, trat wirklich der Herr Richter zu ihnen, und sie folgten ihm wortlos, die Frau zur Rechten, der Mann zu seiner Linken, folgten ihm wie einem Vater bis an den Stadtrand hinaus. Dabei fragte der Richter nach dem und jenem, schalt, weil sie es nicht zu Kindern gebracht, und lobte, weil sie einander, Erdteile zwischen sich, die Treue bewahrt hatten. "Das sind erst die reinen Helden", brummte er einmal vor sich hin, "raufen sich durch die halbe Welt und sehnen sich ein halbes Jahrzehnt nacheinander und kommen dann wieder glücklich zusammen, um sich gleich spinnefeind zu sein! Aber ich helfe euch schon!" schloß er endlich, halb drohend, halb gemütlich schmunzelnd, und schon ging es durch ein Hinterhaus in dessen oberstes Dachgeschoß hinauf.

Den beiden war gar nicht wohl, am liebsten wären sie umgekehrt. Aber da waren sie schon in eine niedere Mansarde geschoben und sahen sich einem hochgewachsenen, knochendürren Weißkopf gegenüber mit gutmütig zwinkernden Augen, der ihnen wortlos, doch freundlich wie einem erwarteten Besuch die Hände reichte. Indessen verlor der Richter immer noch nichts von seinem väterlich polternden Gleichmut, hielt sich auch mit keinerlei Vorstellung auf, sagte nur, da hätte er wieder einmal zwei Helden, die einer Lektion bedürften. Dann begrüßte er mit einigen leiseren herzlichen Worten eine alte Frau, die, das junge Paar sah es erst jetzt, wohlgebettet in hohen Kissen lag. Diese Frau, deren Wangenbleiche mit dem Weiß des Haares und der Kissen um den Vorrang stritt, winkte die jungen Leute zu sich heran und hieß sie auf zwei Stühlen Platz nehmen. Dann sah sie ihnen eine lange Weile in die Augen, als müsse sie ihr Weh und Ach ergründen.

Die Jungen ließen von den Augen der Kranken nicht ab, aus deren Grund so viel unermeßliche Menschengüte leuchtete. Jetzt erst erzählte ihnen die alte Frau mit einfachen Worten ihre kurze, tiefbestürzende, unbarmherzige Le-

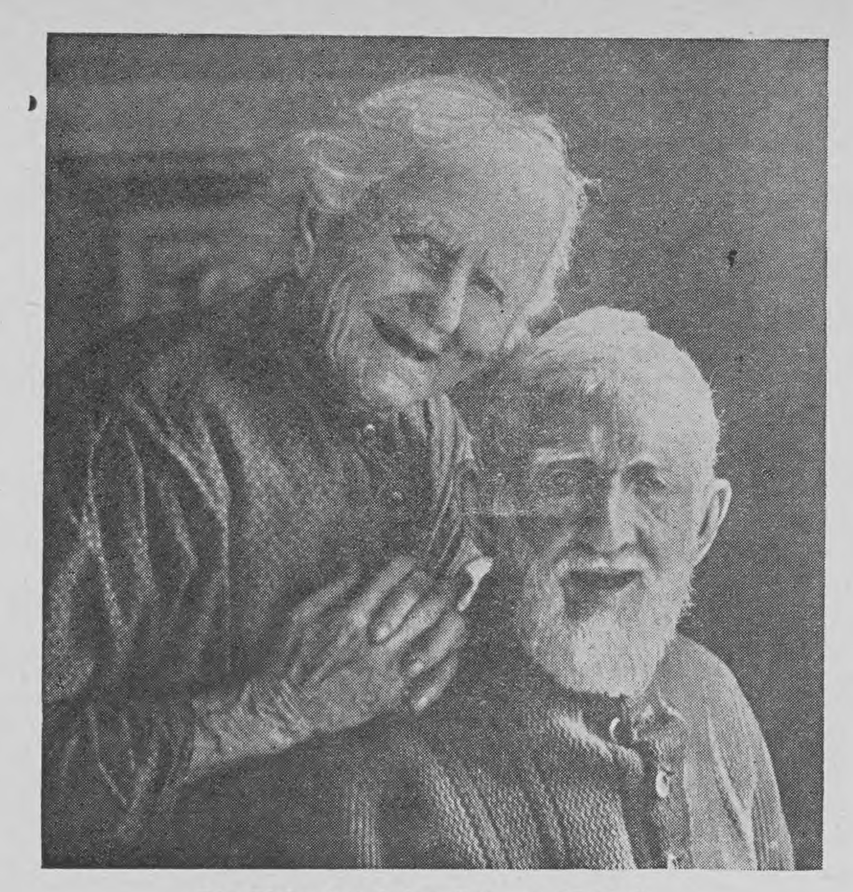
bensgeschichte. Die sich solcher Überraschung nie versehen hatten, dieses uneinige Paar, die junge schöne Frau und ihr braunhäutiger Mann, hörten mit klopfenden Herzen zu.

"Ihr habt gewiß zu viel Glück gehabt", begann die Kranke, "doch dafür könnt ihr nichts, das gerät allen Jungen schlecht. Schaut her, der da drüben und ich, wir waren auch einmal so jung wie ihr beide und haben eine fröhliche Hochzeit gefeiert und sind in ein ewiges Glück gereist — drei Tage, drei volle schöne Tage lang, dann war alles vorbei, die Reise, die Freude, der Rausch; denn am vierten Tage nach unserer Hochzeit stürzte ich auf den Rücken und liege seitdem gelähmt.

"Ja", fuhr die Frau nach einer Atempause fort, "das ist unsere ganze Geschichte. . . Seitdem, seit zweiundvierzig Jahren, liege ich hier — zweiundzwanzig Jahre lang hat er mich pflegen müssen, und ich hab's ihm nie anders danken können als mit den Augen. Zweiundvierzig Jahre lang war ich in keinem Garten mehr . . . Versteht ihr, daß die Liebe da keine Zeit hatte, zu sterben? Sie war immer beschäftigt, die Not hat sie Tag und Nacht und Jahr um Jahr wach und lebendig erhalten bis auf den heutigen Tag."

Die Kranke schwieg und sah zur Seite. Die junge Frau wollte etwas sagen, doch sie brachte kein Wort hervor. Nun nahm sie die Hand der alten Frau und küßte sie und stand geschwind auf. Der Mann aber bedankte sich mit wenigen Worten. Da lächelte die Kranke und sagte, sie dürften keine traurigen Gesichter machen, sie seien bei einem Paare zu Gast, das unermeßliche Gnade erfahren; und sie gab ihrem herantretenden Manne die Hand.

Das alles verstanden die Jungen nicht sogleich, auch der Richter erklärte ihnen nichts weiter, als sie sich kurz darauf verabschiedeten. Er meinte nur, jetzt könnten sie sich ja scheiden lassen, wenn sie noch den Schneid hätten dazu. Aber da lachten die Jungen, lachten zum ersten Male und sahen sich auch zum ersten Male wieder mit vollem Blick ins Auge, und lachend gingen sie auseinander, der kluge Richter und sein ungeschiedenes Paar. -



Die Liebe hat keine Zeit zu sterben"

Die meisten Illustrierten sind "bedenklich". Von 43 durch die "Arbeitsstelle für Zeitschriftenberatung" untersuchten und begutachteten deutschen Illustrierten ist mehr als die Hälfte als "bedenklich" oder als "abzulehnen" bewertet worden. Wie aus der jetzt vorliegenden zweiten Nummer des "Zeischriftendienstes" hervorgeht, hat die Arbeitsstelle zwölf Illustrierte als "tragbar", nur fünf als "unbedenklich" bewertet. Verglichen mit der im August 1958 erschienen ersten Nummer haben sich die Verhältnisse nur wesentlich verschoben. Die jetzt veröffentlichten Wertungen snd das Ergebnis einer kritischen Beobachtung der vom 1. September 1958 bis 31. Januar 1959 erschienenen Zeitschriften. Der "Zeitschriftendienst" wird von der "Arbeitsstelle für Zeitschriftenberatung" herausgegeben und kann bestellt werden bei der Geschäftsführung der Arbeitsstelle in Münster/Westfalen, Johannisstraße 21.

DAS DUELL

Rudolf Virchow hatte einmal an Bismarcks Politik heftige Kritik geübt. Der Kanzler hörte davon und schickte seine Sekundanten, um Virchow die Aufforderung zu einem Duell zu überbringen. Virchow erklärte: "Meine Herren, als dem Geforderten steht mir die Wahl der Waffen zu. Hier überreiche ich sie." Er brachte zwei große Würste. "Eine von diesen Würsten", sagte Vrichow, "ist mit tödlichen Bakterien infiziert. Herr von Bismarck möge mir die Ehre antun und die Wurst selbst wählen und essen. Ich werde dann die andere Wurst verzehren." Der Kanzler hielt es doch für ratsam, diesmal einen Rückzug anzutreten. J.N.



Bernadette

DIE BEGNADETE VON LOURDES

Wie ich, J. B. Estrade, sie erlebt habe.

Abdruck erfolgt mit Genehmigung der Kreuzring-Bücherei

Johann Josef Zimmer Verlag, Trier.

2. Fortsetzung

Die Verklärung der Seherin versetzte wiederum alle in tiefe Ergriffenheit. Die meisten Zuschauer, die ja inzwischen wiederholt Augenzeugen der Vorgänge waren, betrachteten bereits diesen Ort als geheiligten Boden und waren voller Bewunderung. In die Stadt zurückgekehrt, fanden sie nicht Worte genug, um auszudrücken, was sie innerlich bewegte. Immer wieder wurden sie auf der Straße angehalten und über das Erlebte ausgefragt. Alle staunten über das Gehörte. Wagte aber irgendeiner, seine Zweifel über die Echtheit der Vorgänge zum Ausdruck zu bringen, dann wurde er alsbald niedergeschrien und mußte schweigen.

Bis jetzt hatte die öffentliche Sicherheit sich nicht um das Ganze gekümmert. Nunmehr aber glaubten die zuständigen Behörden, einschreiten zu müssen. in den ersten Erscheinungen legten sie der Sache keinerlei Bedeutung bei und hofften, die öffentliche Meinung werde schon von sich aus dafür sorgen, daß alles wieder zur Ruhe komme.

An diesem 21. Februar aber kamen sie zur Einsicht, daß die Dinge nicht mehr so weitergehen dürften. Der Bürgermeister von Lourdes, der kaiserliche Prokurator und der Polizeikommissar kamen im Rathaus zusammen und beratschlagten, welche Sicherheitsmaßnahmen zu ergreifen seien, um öffentliche Kundgebungen zu verhindern, wie sie sich an diesem Tage in der Stadt abspielten. Tatsächlich war es zwischen jenen, die nicht an die Sache glaubten, zu scharfen Gegensätzen gekommen. Die zuständigen Behörden sahen die Vorkommnisse als zu ernst an und meinten, Ruhe und Ordnung in der Stadt könnten ernstlich gefärdet werden. Dazu kam noch, daß der beschränkte Raum um die Grotte herum für die Menschenansammlungen eine Gefahr darstellte. Jeder wollte der Seherin möglichst nahe sein. Manche stellten sich auf die Steinblöcke, die aus dem Gave herausragten, andere kletterten auf die nahestehenden Bäume. Eine gewisse Überwachung und Lenkung schien angebracht. Wenn sich auch bislang alles reibungslos abgewickelt hatte, so konnte doch niemand voraussehen, ob nicht eines Tages ein Unglück passierte.

Für die öffentliche Sicherheit war also ein berechtigter Grund gegeben, sich wenigstens vorbeugend bei den Zuschauermassen an der Grotte einzuschalten. Aber die Behörden hatten sich einen allzu simplen Weg ausgedacht: sie wollten Bernadette von Amts wegen veranlassen, hinfort nicht mehr zur Grotte zurückzukehren. Damit hatten die Behörden nicht gerechnet: die Volksmeinung stand auf Seiten der Seherin und glaubte, die maßgebenden Persönlichkeiten einfach ignorieren zu können.

Nachdem der entsprechende Beschluß gefaßt war, ließ der kaiserliche Prokurator Bernadette in sein Büro rufen.

13

Nun also stand Bernadette vor dem kaiserlichen Staatsanwalt,

praktisch also vor dem Gericht, dessen Vorsitzender Appellationsgerichtsrat Dutour war. Er war kein übler Mensch, aber zuweilen widersprach er sich selbst. Religiösen Belangen gegenüber zeigte er sich tolerant, aber alles, was ihm "klerikal" erschien, war ihm ein Greuel. Eines Sonntagmorgens war er in Lourdes in der Kirche, als ein Vikar von der Kanzel aus das schlechte Beispiel gewisser höherer Kreise geißelte. Das ging ihm auf die Nerven. Er machte sich Notizen darüber und eröffnete ein Verfahren gegen den Geistlichen. Erst als sich der zuständige Bischof von Tarbes bereit erklärte, den Vikar zu versetzen, stellte er das Gerichtsverfahren ein. Die-

ser Mann also sollte über die Sache Bernadettes entscheiden. Er ließ sie kommen und verhörte sie:

"Meine Tochter", so redete er das Kind an, "du machst viel über dich reden. Willst du auch weiterhin zur Grotte gehen?"

"O ja, mein Herr! Das habe ich der Dame versprochen und werde noch zwölf Tage lang dorthin gehen."

"Aber, mein armes Kind, diese Dame existiert doch überhaupt nicht. Das ist eine reine Einbildung von dir."

"Als sie mir das erstemal erschien, habe ich das auch geglaubt und rieb mir die Augen. Heute aber bin ich überzeugt, daß ich mich nicht irre."

"Und woher weißt du das?"

"Weil ich sie öfters gesehen habe und zwar noch heute früh. Auch weil sie sich mit mir unterhalten hat."

"Die Schwestern des Hospizes, in deren Schule du gehst, lügen nicht. Sie werden dir erklären, daß das alles nur Illusionen sind."

"Wenn die Schwestern das sähen, was ich sehe, dann würden sie auch glauben, wie ich es tue."

"Sei auf der Hut. Vielleicht endigt das Ganze damit, daß man etwas entdeckt, was deine Hartnäckigkeit erklärt. Schon erzählt man, du und deine Angehörigen ließen sich heimlich Geschenke machen."

"Wir erhalten von niemandem etwas."

"Und dennoch bist du gestern zu Frau Millet gegangen und hast Süßigkeiten von ihr bekommen."

"Das ist nicht wahr: Frau Millet hat ein Glas Zuckerwasser geholt, um mein Asthma zu lindern. Das ist alles."

"Wie dem auch sei: dein Verhalten an der Grotte ist ein Skandal. Du bringst alle Leute in Bewegung, und das muß aufhören. Versprichst du mir, nicht mehr nach Massabielle zurückzukehren?"

"Mein Herr, das verspreche ich Ihnen nicht."

"Ist das dein letztes Wort?"

"Ja, mein Herr!"

"Dann gehe. Das Weitere wird sich finden."

*

Der kaiserliche Staatsanwalt machte seinen Stammtischgenossen gegenüber, zu denen auch ich zählte, aus dem Verhör Bernadettes keinen Hehl. Immer wieder kam er darauf zurück und konnte sich über seine eigene Niederlage amüsieren. Es muß hinzugefügt werden, daß die Behörden zu diesem Zeitpunkt noch keine grundsätzliche Stellung zu den Erscheinungen genommen hatten.

14

Polizeikommissar Jacomet von Lourdes,

ein Mann aus den Pyrenäen, der damals im Alter von 40 Jahren stand, war ein freier, offener und froher Mensch mit gewinnendem Wesen. Er war intelligent und verstand sein Amt. Verbunden mit einem guten Aussehen, hatte er sich durch alle diese Eigenschaften viel Sympathien in Lourdes erworben. Groß und klein begrüßte ihn auf der Straße und drückte ihm die Hand. Auch die nicht immer angenehme Aufgabe seines Amtes konnte seiner Beliebtheit keinen Abbruch tun. Er kam mit einer reichen Berufserfahrung in zahlreichen großen Städten Frankreichs nach Lourdes. In seinem Amte war er so tüchtig, daß er nach seiner Versetzung von Lourdes bis zu den höchsten Stellen emporstieg. Noch relativ jung, starb er im Dienst in Paris.

Als er die ihm übertragene Aufgabe in der Sache der Grotte von Lourdes in die Hand nahm, glaubte er nicht, daß es sich dabei um eine Angelegenheit handele, bei der der Finger Gottes am Werk sei. Gleich dem Staatsanwalt war er der Meinung, daß es dabei um einen überholten Aberglauben gehe, von dem die Bevölkerung sich nur allzu leicht hinreißen lasse. Er rechnete mit seiner Geschicklichkeit und mit seinem Einfluß in Lourdes, um so dem Ganzen ein möglichst schnelles Ende zu bereiten und Bernadette bloßzustellen.

Hatte das Verhör Bernadettes vor dem Staatsanwalt am Vormittag des 21. Februar stattgefunden, so trat nunmehr am Nachmittag Kommissar Jacomet in Erscheinung. Die Lektion, die der Herr Staatsanwalt am Vormittag erhalten hatte, konnte ihn nicht hindern, seiner Aufgabe nachzukommen.

Er begab sich also auf den Kirchplatz, weil er annahm, Bernadette nach der Vesper dort bestimmt zu treffen. Tatsächlich, einer seiner Leute meldete ihm, Bernadette gehe unter der Volksmenge nach Hause und ihre Tante Luzia sei bei ihr. Schon bald stand der Kommissar vor Bernadette. Er forderte sie auf, mit in sein Büro zu kommen. Folgsam und ohne Widerspruch ging Bernadette mit ihm. Ihre Tante lief nach Hause, um die Eltern zu benachrichtigen. Spaßweise rief ihr jemand auf der Straße zu:

"Ja, ja, wenn es ausgemacht ist, dann wird man Bernadette ins Gefängnis sperren."

"O nein", erwiderte Bernadette, die dem Spaßvogel einen ruhigen und lächelnden Blick zuwarf, "ich habe keine Angst und weiß, daß ich nichts getan habe."

■

Bevor ich nun weiter berichte, muß ich ausdrücklich erwähnen, daß ich während meines Aufenthaltes in Lourdes im selben Hause wie Kommissar Jacomet wohnte. Er hatte die Paterrewohnung und ich die 1. Etage inne. Daher kommt es auch, daß ich alle Einzelheiten berichten kann, die nachstehend folgen.

*

In dem Augenblick, da die Seherin im Hause erschien, um vernommen zu werden, kam meine Schwester zu mir und drängte mich, hinunter zu gehen. Mich interessierte damals der Fall Bernadettes denkbar wenig. Ich glaube, daß ich meinen Platz noch nicht einmal verlassen hätte, wenn meine Schwester mich nicht auf meinem Stuhl hin und her gerüttelt hätte und mich schließlich beim Arm nahm, um mich hinunter zu führen.

Dank der guten Beziehungen, die ich zu meinem Mitbewohner hatte, trat ich ohne anzuklopfen unter irgendeinem Vorwand bei ihm ein, nahm mir einen Stuhl und setzte mich in eine Ecke. Von meinem Platze aus konnte ich die Gesichtszüge des Kindes genau beobachten und alles hören, was es sagte.

Das Kind, das ich also vor mir hatte, sah ich zum ersten Male. Obwohl es bereits 14 Jahre alt war,

kam es mir wie ein Kind von 10 oder 11 Jahren vor, mit einem frischen und rundlichen Gesicht. Sein Blick hatte etwas Sanftes an sich und war von großer Einfalt. Der Ton seiner Stimme, obwohl etwas laut, war sympathisch. In ganz natürlicher Haltung hielt es seine Arme gekreuzt über die Knie und den Kopf leicht auf die Brust geneigt. Es hatte einen weißen Kapuzenmantel an und seine übrigen Kleider waren, wenn auch nicht wohlhabend, so doch sauber und in gutem Zustand.

Zwischen dem Polizeikommissar und der Seherin stand das Pult, hinter dem der Beamte saß.

Als ich eintrat, war Herr Jacomet gerade so weit, daß er mit dem Verhör beginnen konnte. Feder, Tinte und Papier standen vor ihm. Er wandte sich dem Kinde zu und redete es in ganz väterlichem Tone an:

'Du weißt ja wohl schon, weshalb ich dich hierher gebeten habe? Man hat mir von all den schönen Dingen erzählt, die du an der Grotte von Massabielle siehst, und wie alle anderen Menschen, so möchte nun auch ich erfahren, um was es sich eigentlich handelt. Macht es dir Mühe, uns, Herrn Estrade und mir zu erzählen, wie du der Dame an der Grotte begegnet bist?"

"Nein, mein Herr!"

"Du heißt wohl Bernadette, glaube ich?"

"Ja, mein Herr: Bernadette."

"Gut, und dein Familienname?"

Das Kind überlegte etwas und dann, als entsinne es sich wieder:

"Ich heiße Bernadette Soubirous."

"Wie alt bist du?"

"Vierzehn Jahre."

"Irrst du dich auch nicht?" fügte der Kommissar lächelnd hinzu, weil er meinte, sie übertreibe ihr Alter.

"Nein, mein Herr, ich irre mich nicht. Ich bin volle vierzehn Jahre alt."

"Was machst du denn zu Hause?"

"Nicht viel, mein Herr, seit ich wieder von Batrès zurückgekommen bin. Ich gehe in die Schule, um den Katechismus zu lernen, nach der Schule hüte ich mein Brüderchen und Schwesterchen, die jünger sind als ich."

"Du hast also in Batrès gewohnt? Was hast du denn dort getan?"

"Ich war einige Monate bei meiner Nährmutter und habe dort die Schafe gehütet,"

In väterlichem Tone richtete der Kommissar dann noch andere zweitrangige Fragen an das Kind, bis er glaubte, er habe dessen Vertrauen gewonnen. Dann sage er:

"Jetzt kommen wir zu dem, was wir von dir wissen möchten, das heißt jene Szene, die dich an dem Felsen von Massabielle so stark beeindruckt hat. Sprich dich nur ganz ruhig aus."

So, als spräche sie zu irgendeinem der Ihrigen, berichtete Bernadette über ihre erste Erscheinung, wie wir es auf den vorausgegangenen Seiten lasen. Sie schilderte alle Einzelheiten der Erscheinung: Alter, Kleid, Aussehen der Dame, und das alles mit geradezu überzeugender Einfalt, so daß ihre Aufrichtigkeit in keiner Weise bezweifelt werden konnte. Während sie sprach, schrieb der Kommissar so schnell er es vermochte mit.

Schließlich hob er den Kopf.

"Was du uns da erzählst, ist tatsächlich sehr interessant. Aber schließlich und endlich: wer ist denn die Dame, von der du so eingenommen bist? Kennst du sie?"

"Ich kenne sie nicht", sagte das Kind mit rührender Einfalt.

"Du sagst sie sei schön. Wie schön ist sie denn?"

"O mein Herr, sie ist schöner als alle Damen, denen ich bisher begegnet bin."

"Aber bestimmt nicht schöner als Madame N. oder Madame X." Hier nannte der Kommissar die dem Mädchen bekannten Schönheiten von Lourdes.

"Die können gar nicht mit ihr verglichen werden."

"Bewegt sich diese Dame denn, spricht sie, oder bleibt sie etwa steif stehen wie eine Statue in der Kirche?"

"Oh! Sie bewegt sich, lächelt und spricht wie wir. Sie hat mich auch gefragt, ob ich die Güte haben wollte, vierzehn Tage lang zur Grotte zu kommen."

"Was hast du darauf geantwortet?"

"Ich habe versprochen, das zu tun."

"Was sagen denn deine Eltern zu den Dingen, die du da berichtest?"

"Zuerst sagten sie, es seien Illusionen . . ."

Bei diesen Worten unterbrach der Kommissar das Mädchen:

"Ja, meine Tochter, deine Eltern haben recht. Die Dinge, die du zu sehen und zu hören glaubst, bestehen nur in deiner Einbildung."

"Andere haben mir das auch schon gesagt, aber ich bin sicher, daß ich mich nicht irre."

"Höre: Wenn die Dame aus dem Felsen eine Person wie jede andere wäre, dann könnten alle Leute sie sehen und hören. Wie aber kommt es, daß das nicht der Fall ist?"

"Mein Herr, diese Dinge kann ich Ihnen nicht erklären. Was ich Ihnen aber sagen kann, ist: diese Dame ist wirklich und lebendig da."

"Weil du daran festhälst, habe ich keinerlei Beweggrund, dich daran zu hindern, an die Existenz deiner angeblichen Dame zu glauben. Da es aber möglich sein kann, daß der Präfekt oder eine andere Behörde mich um einen Bericht darüber bitten, wollen wir sehen, ob das, was du gesagt hast, richtig ist."

Jetzt nahm der Kommissar seine Notizen zur Hand und wollte die Seherin in Widersprüche verwickeln:

"Du hast gesagt, die Dame sei neunzehn oder zwanzig Jahre alt . . .?"

"Nein, ich habe gesagt, sechzehn oder siebzehn."

"Ist sie mit einem blauen Kleid und einem weißen Gürtel bekleided?"

"Das genaue Gegenteil trifft zu, mein Herr. Sie müssen schreiben: ein weißes Kleid und einen blauen Gürtel."

"Du hast gesagt, daß ihre Haare nach hinten herunterfallen, nicht wahr?"

"Sie haben nicht gut zugehört: der Schleier fällt nach hinten herunter."

So widerlegte Bernadette zwar ohne Kühnheit, aber auch in keiner Weise eingeschüchtert alles, was der Kommissar glaubte, ihr an Falschem unterschieben zu können.

Nachdem Herr Jacomet feststellen mußte, daß er so nicht weiterkomme, änderte er seine Taktik. In ernstem und ironischem Tone fuhr er fort:

"Meine liebe Bernadette, ich wollte dich bis zum Schlusse berichten lassen, aber ich muß dir erklären, daß ich die Geschichte deiner angeblichen Erscheinungen schon kenne. Diese Geschichte ist reine Erfindung, und ich weiß, daß du alles auswendig gelernt hast . . ."

Dann machte der Kommissar eine Pause und schaute die Seherin scharf an.

Das junge Mädchen hob seine Augen verwundert zu dem Kommissar empor und antwortete:

"Mein Herr, ich verstehe Sie nicht."

"Ich muß mich deutlicher ausdrücken: Hat nicht jemand dir geraten, zu sagen, die Gottesmutter sei dir in Massabielle erschienen, und wenn du das behaupten würdest, halte man dich für eine Heilige . . .? Nun sei vorsichtig, was du antwortest, denn ich bin über die Geschichte besser unterrichtet, wie du meinst."

"Niemand hat mir geraten von Dingen zu sprechen, von denen Sie reden."

"Ich weiß, woran ich mich zu halten habe. Ich will keinen Skandal daraus machen, noch eine üble Streitsache für dich. Ich verlange von dir gar kein Geständnis, sondern nur einzig ein Versprechen: Versprichst du mir, nicht mehr zur Grotte zurückzukehren?"

"Mein Herr, ich habe der Dame versprochen, dorthin zurückzukommen."

"O ja", rief der Kommissar aus, indem er sich stellte, als sei er zornig, "du glaubst wohl, daß es uns Freude mache dein albernes Geschwätz anzuhören und diesem langweiligen Zeug nachzugehen? Wenn du nicht sofort erklärst, nicht mehr an die Grotte zu gehen, dann lasse ich die Polizei kommen und dich ins Gefängnis führen."

Bernadette schwieg.

In diesem Augenblick stand ich auf und ging auf die Seherin zu:

"Meine Tochter, widersetze dich nicht mehr länger. Willige darin ein, was der Herr Kommissar von dir verlangt. Tust du es nicht, du weißt ja, was deiner wartet."

Bernadette war sich bewußt, daß ich keine Gewalt über sie besaß und mich nicht in die Debatte einzumischen hatte. Sie schwieg weiter.

Während sich das alles abwickelte, öffnete sich die Türe und ein Mann aus dem Volke steckte schüchtern seinen Kopf herein:

"Was wollen Sie?" fragte der Kommissar.

"Ich bin der Vater dieses Kindes", und wies mit dem Finger auf Bernadette hin.

"Aha, Sie sind also der Vater Soubirous! Sie kommen wie gerufen, denn ich wollte Sie gerade herbeiholen lassen. Sie kennen ja die Rolle, die Ihre Tochter seit einigen Wochen spielt. Zweifellos ist diese durch einige Klatschbasen aus der Nachbarschaft abgerichtet worden, spielt nunmehr die Seherin und macht Mätzchen, die den Leichtgläubigen den Kopf verdrehen. Mit dieser Komödie muß Schluß gemacht werden, denn sie stellt eine Gefahr für die öffentliche Ruhe unserer Stadt dar. Sollten Sie nicht die erforderliche Autorität über Ihre Tochter haben, diese zu Hause zurückzuhalten, dann weise ich Sie jetzt darauf hin, daß sie ins Gefängnis gesteckt wird."

"O Herr Kommissar, gestatten Sie, in aller Offenheit sprechen zu dürfen: ich meinerseits zweifle nicht daran, daß das Kind die Wahrheit sagt. Es ist nur die Frage, ob es sich nicht selbst täuscht. Das ist unsere große Sorge. . . Ich gestehe Ihnen, daß meine Frau und ich all der Ungelegenheiten überdrüssig sind, die wir über uns ergehen lassen müssen. Seit drei oder vier Tagen wird unser Haus überhaupt nicht mehr leer, und wir wissen nicht, wie wir uns der Neugierigen erwehren sollen. Ich begrüße es, daß ich mit Hilfe Ihrer Befehle dem Publikum den Eintritt verwehren kann. Was nun Bernadette anbelangt, so wollen wir darüber wachen, daß sie nicht mehr nach Massabielle geht."

Der Kommissar war erfreut über die vernünftige Einstellung des Vaters Soubirous und ließ ihn mit seiner Tochter nach Hause zurückkehren.

Nachdem ich mit Herrn Jacomet allein geblieben war, unterbrach ich das Stillschweigen:

"Sind Sie sich einmal darüber klar geworden, daß es sich bei dem Bericht des Mädchens um etwas Außergewöhnliches handelt?"

"Der stammt nicht von ihm", erwiderte der Kommissar, "dafür ist dieser viel zu fein ausgetüftelt."

"Ich teile Ihre Meinung durchaus nicht. Das Mädchen war ganz hingerissen. Das Bild, das es geschaut hat oder glaubt geschaut zu haben, steht ihm lebendig vor Augen. Bernadette beschreibt alles so, wie sie es gesehen hat."

"Keineswegs ist dem so! Sie berichtet ja nur."

"Ei, glauben Sie denn wirklich, daß ein schlichtes Arbeitermädchen mit einer solchen Betonung erzählen könnte? Das ist einfach unmöglich."

"Aber mein lieber Nachbar, Sie gehören eben nicht zur Polizei."

"Was wollen Sie damit sagen?"

"Die Zukunft wird uns das zeigen."

Alles in allem: der Kommissar ließ sich nicht davon abbringen, daß der Fall Bernadette eine ausgeklügelte Sache irregeleiteter Frömmigkeit sei. Ich selbst erblickte darin eine überhitzte Phantasie. Wir beide aber zweifelten nicht, daß es eine übernatürliche Sache sein könne. Wie sollte es auch möglich sein, daß sich etwas Derartiges in einem so aufgeklärten Jahrhundert wie dem unsrigen ereignen könnte!

15.

Vater Soubirous hatte sich getäuscht,

wenn er glaubte, dem Polizeikommissar Jacomet hilfreich an die Hand gehen zu können und seine Tochter Bernadette von der Grotte fernzuhalten. Dienstfertig, wie er nun einmal war, hatte Jacomet

seinen Polizisten unmittelbar nach dem Verhör der Seherin Anweisung gegeben, diese auf Schritt und Tritt zu überwachen und ein Augenmerk auf alle Personen zu haben, die im Hause Soubirous verkehrten.

Am Montagmorgen, dem 22. Februar, erhielt Bernadette von Vater und Mutter den Befehl, zur Schule zu gehen und unterwegs weder nach rechts noch nach links abzuschweifen. Widerspruchslos packte sie ihre Schulsachen zusammen und machte sich auf den Weg zur Klosterschule. Gegen mittag kehrte Bernadette nach Hause zurück. Schon bald nach dem Mittagessen ging sie erneut zur Schule.

Als sie auf dem Hügel angekommen war und die Brücke über das Bächlein überschreiten wollte, die zur Klosterschule führte, stand sie plötzlich still und konnte nicht mehr weiter:

"Eine unsichtbare Barriere hielt mich zurück", erklärte Bernadette später.

Immer wieder versuchte sie, die Brücke zu überschreiten, aber sie konnte nicht. Nur der Weg zurück stand ihr offen. Völlig verwirrt und beunruhigt, wollte das Kind nach Hause zurückkehren, als sich plötzlich ihr Gewissen meldete. Eine innere Stimme fragte sie, ob sie sich denn nicht mehr erinnere, welche Verpflichtung sie auf sich genommen habe, täglich an die Grotte zu gehen. Die Seherin begriff um was es ging und trat klopfenden Herzens den Rückweg an.

Vom Polizeikommissar aus, das sich damals in der Nähe dieser Brücke am Stadtausgang nach Tarbes befand, hatten die Polizisten beobachtet, wie Bernadette plötzlich vor der Brücke stehen geblieben war. Die Polizisten taten, als sähen sie nichts und gingen, um Bernadette abzulenken, in Richtung der Innenstadt. Dabei aber ließen sie das Kind nicht aus dem Auge. Kaum, daß Bernadette den Rückweg angetreten hatte, hielten sie es für ihre Pflicht, ihr unauffällig zu folgen.

Schon bald mußten sie feststellen, daß sie nicht in die Stadt ging, sondern auf einem Umweg in den Außenbezirk Lapaca. Jetzt glaubten die Polizisten den Augenblick gekommen, einzugreifen. Sie holten das Mädchen ein, stellten sich ihm in den Weg und fragten es in barschem Ton, wohin es wolle.

"Ich gehe zur Grotte!" erwiderte es kurz und bündig, ohne den Kopf nach rechts oder links zu wenden.

Die Polizisten schwiegen und folgten ihm unauffällig.

Meine Schwester, die sich zufällig mit einigen Freundinnen auf einem Spaziergang nach Massabielle befand, wird nachstehend als Augenzeugin berichten, was sich weiter abspielte:

". . . Kaum hatten wir die Stadt verlassen, meine Gefährtinnen und ich, da erblickten wir eine größere Menschenansammlung an jener Stelle, wo der Pfad von der Stadtmauer her in den Waldweg einmündet. Alle starrten flußaufwärts in Richtung der Talmulde zu ihren Füßen. Es dauerte nicht lange, da ertönte der Freudenruf:

"Da kommt sie! . . . Da ist sie!"

Wir fragten, wen man denn erwarte und erhielten zur Antwort: "Bernadette". Tatsächlich, sie kam den Pfad entlang in Begleitung von zwei Polizisten und einer ganzen Schar von Kindern, die ihnen folgten. So bekam ich zum ersten Mal dies von der Gottesmutter erwählte Kind zu Gesicht, das ich am Vortage bei seinem Eintreten in das Büro des Polizeikommissars Jacomet nur vom Rücken her erblicken konnte: ruhig und frohgemut ging Bernadette zwischen den beiden Polizisten. Als sie an uns vorüberging, tat sie, als sei sie ganz allein und kümmerte sich um keinen Menschen.

Meine Begleiterinnen und ich folgten dem Zuge, der sich in Richtung nach der Grotte bewegte. Als wir dorthin kamen, sahen wir Bernadette auf dem Boden knien. Die beiden Polizisten hielten sich in einiger Entfernung von ihr. Sie störten das Kind während seines langen Betens nicht. Als sie sich schließlich vom Boden erhob, fragten die Polizisten sie aus. Sie erklärte, nichts gesehen zu haben. Das Volk machte sich wieder auf den Heimweg, und Bernadette verschwand unter den Leuten.

Unterwegs erzählte man uns, Bernadette sei in die Savymühle gegangen. Da wir sie sehen und sprechen wollten, gingen wir dorthin. Sie saß auf einer Bank, neben ihr eine Frau. Ich ahnte nicht, daß es ihre Mutter war. Diese Frau weinte bitterlich. Sie war ganz bleich und warf von Zeit zu Zeit einen angstvollen Blick auf das Kind. Ich fragte sie schließlich, ob sie das Mädchen kenne.

"Natürlich mein Fräulein", erwiderte sie, "ich bin seine unglückliche Mutter."

"Was sagen Sie — unglücklich?! Warum?"

"Oh, wenn Sie wüßten, mein Fräulein, was wir zu leiden haben: die einen verspotten uns, die andern behaupten, unsere Tochter sei verrückt. Wieder andere streuen Gerüchte aus, wir bekämen heimlich Geld und die Polizei habe den Befehl, nach dem Rechten zu sehen."

"Aber gute Frau, wenn Sie auf alles etwas geben wollten, was man in der Öffentlichkeit sagt, dann hätten Sie viel zu tun. Was aber denken Sie von ihrem Kind? Was halten Sie von ihm?"

"Ich versichere Ihnen, Fräulein, daß mein Kind sich nicht täuscht. Man behauptet, es sei verrückt. Asthmakrank ist sie, das stimmt, aber sonst fehlt ihr nichts. Sie ißt und arbeitet, wie sie es auch früher getan hat, und wenn ich sie frage, ob sie leide, so antwortet sie mit "Nein". Wir haben ihr verboten, noch einmal an die Grotte zu gehen. Ich bin überzeugt, daß sie uns in jeder anderen Sache gehorcht hätte. Hier aber sehen Sie, wie sie uns entgleitet."

Als die Besserwisser von Lourdes erfuhren, die Dame sei an diesem Tage nicht an der Grotte erschienen, da trieben sie ihren Spott:

"Die hat wohl Angst gehabt vor den Polizisten und ihre Stellung gewechselt", witzelten sie. "Nachdem Jacomet sich eingeschaltet hatte, machte sie sich aus dem Staube."

Auch ich gehörte zur damaligen Zeit noch zu jenen, die das alles belächelten, war aber innerlich bereits nachdenklich geworden.

16.

Meine Schwester und ihre Freundinnen waren enttäuscht, daß sie Bernadette nicht in der Ekstase sehen konnten. Als sie mit der Mutter in der Savymühle sprachen, fragte meine Schwester Frau Soubirous, wie sie den weiteren Besuchen ihrer Tochter an der Grotte gegenüberstehe. Tränenden Auges und so leise, daß Bernadette es nicht hören konnte, antwortete die Mutter:

"Nach dem, was sich heute ereignet hat, wage ich es nicht mehr, Bernadette ein Hindernis in den Weg zu legen."

Gerade auf dieses Wort der Mutter hatten meine Schwester und ihre Freundinnen gewartet. Sie waren sich daher rasch einig, am folgenden Tag zur gleichen Zeit wie Bernadette an die Grotte zu gehen.

Wiederholt hatte meine Schwester mich in diesen Tagen gebeten, ebenfalls mit an die Grotte zu gehen, um Bernadette selbst in der Ekstase zu sehen. Ich redete mich damit heraus, nichts von diesen Dingen zu verstehen; übrigens wolle ich mich in der Öffentlichkeit nicht lächerlich machen.

Als wir an diesem Abend des 22. Februar beim Essen saßen, äußerte sie den Wunsch, anschließend zur Grotte von Massabielle, statt zum Promenadenkonzert zu gehen, aber es sei wohl unschicklich, es allein zu tun. Ich tat, als hörte ich nichts.

Statt dessen besuchte ich unseren Pfarrer Peyramale. Da die Erscheinungen an der Grotte das Tagesgespräch bildeten, drehte sich unsere Unterhaltung ebenfalls um dieses Thema. Bevor ich das Pfarrhaus verließ und ohne daran zu zweifeln, daß meine Worte ernst genommen wurden, teilte ich dem Pfarrer mit, daß meine Schwester inständig gebeten habe, mit ihr zur Grotte zu gehen.

"Darin erblicke ich wahrlich nichts Böses", sagte der gute Pfarrer trocken, "und an Ihrer Stelle hätte ich das bereits getan. Gleich Ihnen bin auch ich der Meinung, daß es sich bei dem Ganzen um nichts anderes als um eine kindliche Illusion handelt. Ich wüßte nicht, wie man sich bei einer solchen Sache, die sich in der Öffentlichkeit am hellen Tage abspielt, kompromitieren könnte."

Nach meiner Heimkehr erklärte ich meiner Schwester, sie am folgenden Morgen zur Grotte von Massabielle zu begleiten. In der Frühe des folgenden Tages stellte sich nicht nur meine Schwester ein, sondern auch ihre Freundinnen, die bereits am Vorabend mit ihr dort waren. Ich muß gestehen, daß ich mir dabei etwas komisch vorkam. Unterwegs waren wir alle guter Laune. Ich witzelte:

"Habt ihr eure Ferngläser mitgebracht? Habt ihr auch das Weihwasser nicht vergessen? Hat wenigstens eine von euch daran gedacht, eine gesegnete Kerze mitzuholen?"

Der Tag graute, als wir gegen 6 Uhr an der Grotte ankamen. Völlig gleichgültig stand ich nun zum ersten Male an diesem Ort. Obwohl Bernadette noch nicht da war, befanden sich doch schon etwa 250 Menschen rings herum. Viele Frauen aus dem einfachen Volk lagen auf den Knien und beteten. Ich mußte mich beherrschen, um nicht hellauf zu lachen, als ich den naiven Glauben dieser harmlosen Seelen sah. Auch Dr. Dozous, Rechtsanwalt Dufo und der ehemalige Militärintendant de La Fitte waren da, teils aus Neugierde, teils um sich ein persönliches Urteil zu bilden. Es schmeichelte meiner Eigenliebe, auch ihnen dort zu begegnen.

Nach einigen Minuten des Wartens ging ein Raunen durch die Menge: Die Seherin kam. Die Reihen lichteten sich, und Bernadette schritt hindurch. Wir Männer machten von unseren Ellbogen Gebrauch und stießen die einfachen Menschen beiseite, um ganz nahe bei Bernadette zu sein.

Bernadette kniete sich auf den Boden, nahm ihren Rosenkranz aus der Tasche und verneigte sich tief. All das tat sie in der größten Selbstverständlichkeit, wie es ein Kind in der Kirche tut. Während sie die ersten Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ, blickte sie fragend zum Felsen empor.

Plötzlich, wie vom Blitz getroffen, machte sie eine Bewegung des Erstaunens und schien wie verwandelt. Ein himmlisches Lächeln umspielte ihre Lippen. Etwas Unaussprechliches lag über ihrer ganzen Gestalt: Bernadette war nicht mehr sie selbst, sie schien in eine andere Welt entrückt.

Unwillkürlich zogen wir umstehenden Männer unsere Hüte ab und verneigten uns gleich den einfachen Frauen. Alle Vorurteile und Spötteleien waren verstummt. Unsere Blicke waren bald auf die Seherin, bald auf den Felsen gerichtet, aber wir sahen und hörten nichts. Warum sage ich das überhaupt? Was wir vor Augen hatten und wahrnehmen konnten, war ein Zwiegespräch, das sich zwischen der geheimnisvollen Dame und dem Kind in unserem Beisein vollzog.

Kaum, daß die Erscheinung begonnen hatte, nahm Bernadette die Haltung eines Menschen an, der zuhört. Ihre Gesten und ihr Gesichtsausdruck spiegelten alle Phasen der Erscheinung wider. Bald lächelnd, bald ernst, nickte sie mit dem Kopf oder schien selbst zu fragen. Wenn die Dame zu ihr sprach, zitterte sie vor Glück, erteilte sie ihr dagegen Aufträge; dann verdemütigte sie sich und war zu Tränen gerührt. Zuweilen konnte man wahrnehmen, wie das Zwiegespräch unterbrochen war. Dann griff das Kind wieder zum Rosenkranz, seine Augen aber blieben auf den Felsen gerichtet. Man konnte den Eindruck gewinnen, es fürchte sich, die Augen zu schließen, weil ihm irgend etwas von der Schau entgehen könnte.

Für gewöhnlich beendete die Seherin ihre Gebete mit Grußbezeigungen an die unsichtbare Dame. Ich stand wirklich in der Welt — vielleicht sogar allzu sehr — und bin vielen außergewöhnlich begnadeten Menschen begegnet. Niemals aber sah ich jemanden, der sich so ehrfurchtsvoll verneigte wie Bernadette. Während der Ekstase machte sie ab und zu das Kreuzzeichen. Ich war davon so beeindruckt, daß ich noch auf dem Heimweg erklärte, im Himmel könne man das Kreuzzeichen nicht andächtiger machen.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Nun fahren unsere Studenten wieder in die Ferien. Und andere Schüler, die diesen Monat die Volksschule verlassen werden, stehen vor der Frage: Was nun? Die Freude am Priesterberuf, das Verlangen, dem Herrn und der Menschheit als Priester zu dienen, scheint in vielen jungen Männern verschüttet und verdorrt zu sein. Es zieht das Leben des Genießens, während Opfer und Entsagen Worte sind, die man fast wie nur mit Widerwillen hört. Und doch geht es einfach ohne Opfer und Entsagen nicht. Wir brauchen Priester, die der Welt das Kreuz predigen und das Opfern für Gott und für andere. Wir sammeln hier für arme Priesterstudenten. Wir sammeln aber nicht nur Geldopfer: Wir brauchen katholische Männer und Frauen, die der Kirche um Priesterberufe beten helfen! —

St. Karl Burse

	$2,144.87

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$1,383.50
Ein Freund	$166.00
	$ 1,549.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$7,356.51
Ein Freund	720.84
	$8,077.35

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

Verlag Friedrich Pustet,
Regensburg, Germany

Peter Schindler, **Der Pflug Gottes.** Übersetzung aus dem Dänischen von Viktor Waschnitius. 301 Seiten, kartoniert DM 10.00, in Leinen DM 12.00

Der Pflug Gottes, der schmerzlich tief pflügen muß, auch wenn er durch die Hand der ewigen Liebe gesteuert wird", ist — das Kreuz. So erkennt der dänische Priester und Dichter Peter Schindler in diesem Buch, seiner Lebensbeichte, seinen einzigartigen, von Glück und Gnade überleuchteten, aber immer auch von Schmerz begleiteten Weg. Er erzählt uns mit einem unbestechlichen Willen zur Wahrheit seine Erlebnisse und Begegnungen in Italien, Dänemark und Holland, von seinen Reisen zu den Städten des antiken Christentums und gibt uns Einblick in sein geistiges Schaffen bis zu der Aufgabe, für die er letzlich bestimmt war. Humor voll — mit aufrichtiger Kritik und doch auch wieder Liebe — werden die Menschen gezeichnet. Über Priester und die Kirche als "Mutter, die immer die Mutter bleibt, mag sie auch manchmal äußerliche Mängel zeigen", wird so manches gesagt, was dem Konvertiten eines nichtlateinischen Volkes auf der Seele brennt.

Peter Schindler, **Das Netz des Petrus.** Übersetzung aus dem Dänischen von Viktor Waschnitius. 364 Seiten, kartoniert DM 12.00, in Leinen DM 14.00

Aus Briefen an den Verfasser: Von ganzem Herzen möchte ich Ihnen danken für dieses großartig echte, wahrhaftige und warmherzige Buch, das Sie uns da geschenkt haben und das wir auch als dichterische Leistung hoch zu schätzen wissen. — Diese vielen Beobachtungen, diese nackte Ehrlichkeit, diese tiefe Gläubigkeit und dieser Humor. Einmal angefangen, konnte ich einfach nicht mehr aufhören. — Mein Interesse war natürlich vor allem geweckt durch Ihren Lebensweg und die damit uns allen aufgegebene Frage nach der Einheit der Christenheit. — Diese Lektüre hat mich gefesselt in einem Grade wie seit Jahren kaum etwas anderes. Sie verstehen zu erzählen, Sie verstehen vor allem aber auch die Ereignisse Ihres Lebens in die entscheidenden großen Zusammenhänge einzuordnen. Gefreut hat mich auch der Mut Ihrer Aussage.

Josef Neuner und Heinrich Roos, **Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung.** 5. verbesserte Auflage, herausgegeben von Karl Rahmer. 495 Seiten, kartoniert DM 11.00, in Leinen DM 13.00

Das Buch enthält die bedeutsamsten Äußerungen des kirchlichen Lehramtes, die seit den Zeiten des Apostolischen Glaubensbekenntnisses bis zu unseren Tagen durch die Päpste und Kirchenversammlungen an die Christenheit ergangen sind.

Jakob Bergmann, **Läuterung hier oder im Jenseits.** Wider die Verkümmerung geistlichen Lebens, 272 Seiten, kartoniert DM 9.50, in Leinen DM.12.00

Mitbestimmend dafür, daß dieses Buch geschrieben wurde, ist die Wahrnehmung, daß das weite schöne Land der Mystik für viele fast verloren und vergessen, unbekannt und unerschlossen ist. Bergmann lehrt uns, Aszese und Mystik in ihrer organischen Verbindung zu sehen; es ist zugleich der Versuch, das Gebiet der Aszese und Mystik unter dem Gesichtswinkel der Läuterung darzustellen. Die Mystik gehört dazu. Sie ist nichts Fremdes oder gar Abwegiges, sie ist vielmehr die Krönung des Baues und das Schönste an ihm.

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

— 82 —

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

— 83 —

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $2.00

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds — Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention.

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

PHONE 7615 REGINA, SASK.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

Noonan, Embury, Heald and Molisky

Barristers, Solicitors and Notaries

401 Kerr Blk. Phone 4105

SPEERS FUNERAL HOME LTD.

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE

LA 2-4433 — Telephone — LA 2-3232